L. g.
4° 61 c
2

(iv)

Das
Testament.

Von

A. Lafontaine.

Zweiter Theil.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot. 1810.

2

KÖNIGL. BAYER. BIBLIOTHEK BAMBERG

Das Testament.

Zweiter Theil.

Einleitung.

Der Mensch ist von allen Dingen unter dem Monde das räthselhafteste, weil er zweyen Welten angehört, dieser: unter dem veränderlichen Monde, aus Leidenschaften, aus Thorheiten, Begierden, Irrthümern gebaut, die ihn, wie unstäte Winde, in der ganzen Windrose der menschlichen Begebenheiten umhertreiben, und jener: jenseits des stillen Grabes, die von ihm die Tugend eines Gottes und die Weisheit eines höhern Wesens fodert, nicht sanft, wie ein Kind bittend, sondern ungestüm, wie ein Gläubiger, mit dem härtesten Exekutor, dem Gewissen, drohend. Wie soll er es nun machen, dieser Sohn zweier Welten? der, wie Hercules am Scheidewege, sein ganzes Leben hindurch, zwischen Narrheit und Weisheit dahin geht, in der Kindheit träumt; der einzigen Epoche seines Lebens, wo er sagen kann, daß er etwas ist — denn wenn eben die Vernunft in seinem Gehirn erwacht: so erwachen auch die Stürme der Leidenschaft, eine Spanne tiefer, in seinem Herzen. Eine Leidenschaft übergiebt ihn der andern, ein Irrthum folgt dem andern, und er sinkt ins Grab, älter, aber nicht weiser, kälter, aber nicht tugendhafter geworden, ohne zu wissen — und das ist unser Elend! — was Glück ist, wo es zu suchen ist; und kehrte er, wie die Hindu

behaupten, aus dem Sarge in seine Wiege zurück: so würde er um nichts weiser geworden seyn.

Armer Narr der Natur und deines eigenen Herzens! Was suchst du denn? Ruhe! deine Unruhe, die Leiden, der Schmerz nutzen den Menschen ab, und im Schooße der Ruhe verrostet er. Was ist das Beste von beiden? Lieber Himmel, das weiß Niemand! der Mensch wird der Ruhe, des Genusses, sogar des Glücks so müde als der Schmerzen. Man kann einen Menschen so gut zu Tode kizzeln, als zu Tode martern. Die Langeweile, sagen Gefangene, ist von allen Leiden das schwerste, und leider — so ist der Mensch gemacht, bis auf wenige Ausnahmen, die aber in ihren Armsesseln schon zu verwesen anfangen — leider ist das ruhigste Leben nicht einen Zoll weit von der Langeweile entfernt!

Laßt uns also nicht mit der Natur zanken, daß sie, da sie uns nun einmal so gemacht hat, von Zeit zu Zeit einen Kieselstein, einen Felsen, einen steilen Berg in unsern Weg wälzt, über den wir hinüber müssen. Das sind ihre Theatercoups, die sie in dem Schauspiele unsers Lebens angebracht hat, wie ein guter Schauspieldichter, um Leben und neue, frische Kraft wieder zu verbreiten. Ich wollte doch tausend und aber tausend Menschen sehen, was sie mit ihrem Leben anfangen wollten, wenn diese Steine und Berge nicht wären. Aber den Armen, der sein ganzes Leben nichts zu

thun hat, als Berg nach Berg zu ersteigen, und statt auf dem Gipfel des Letzten, einen Ruheplatz und eine frohe Stunde zu finden, sein Grab findet, den tröste der gute Geist jenseits des Grabes, und er finde dort eine Ewigkeit voll Freude!

Die Ahnenprobe.

Madame Masbach war so mitleidig, wie Einer in ihrem Hause, aber ihre Maximen waren manchmal hart wie Stein. „Das Hemde ist mir näher als der Rock," sagte sie mit einem christlichen Gesicht, wenn der alte Bernhard irgend eine wohlthätige Ausgabe vorschlug. Half das noch nicht: so sagte sie mit einem Dominikaner Gesicht: „Es ist nicht fein, daß man den Kindern ihr Brodt nehme, und werfe es vor die Hunde." Ihrem Verstande war nicht beizukommen; man mußte ihr den Unglücklichen selbst vorführen. Bernhards Gründe drangen nicht in ihren Kopf, aber des unglücklichen Aechzen drang allemal in ihr Herz, und dann war sie der Samariter, und mehr wie der.

Sie machte zu Roberts Erzählung allerlei Anmerkungen. Ueber Horatio und Röschen sprach sie sogleich das Verdammungs-Urtheil aus, Robert mochte seinen Freund Horatio in ein

noch so vortheilhaftes Licht stellen. Es war vergebens. Sie nannte ihn nicht anders als Hanswurst, Gesindel, liederliches Volk!

Sie hob die Hände empor, wie sie die Summe hörte, die Horatio bekommen hatte. „So gehts," sagte sie „wenn man Kinder und Narren zu Markte schickt!" Ihr Unwille war so groß geworden, daß er Nothwendig einen Gegenstand haben mußte, auf den er abgeleitet wurde, und das war — die arme Sophronia. „Man sollte sich schämen," sagte sie — „mit solchen Menschen unter einem Dache zu leben. Denn was wirds seyn, als was ich mich fast zu sagen schäme — ein Hurkind! so machen wir uns fremder Sünden theilhaftig!"

„Der Ursprung der Gesellschaft," hob Bernhard an — „so viel wir davon wissen können, ist nach Hobbes, nach Goguet, Montesquieu, nach der Bibel, den Wedas der Hindu, nach dem Zend-Avesta, nach den ältesten, bezweifelten, Urkunden der Sinesen und nach den Mythen der Griechen und Aegypter, die Ehe in ihren verschiedensten Formen. — Bei den Rasbuten, den Rohillas und einigen Kasten der Hindu, — nach Herodot bei den Szythen hatten alle Brüder einer Familie nur ein Weib, ohne daß man die Kinder derselben Hurkinder nennen darf. Die Ehe im Paradiese so gar, Mama, war nichts als eine

simple Zusammenthuung von Mann und Weib, wenn Sie nicht annehmen, daß etwan ein Engel die ersten Menschen nach der Wittenberger Agende, im Mantel und Krägelchen, copulirt habe."

„Ich weiß," sagte die Mama aufstehend — „daß Sie ein Spötter sind."

Das war nun wohl nicht unwahr, aber am Ende wars doch Bernhards Ernst mehr mit diesen Untersuchungen als sie dachte. Er spielte den Spötter, um sie an den Mann zu bringen. In diesem Falle kam nun noch das Gefühl hinzu, das er für Sophronien in seiner Brust trug. Er wollte das Kind in der Meinung der Mama heben; aber die Mama gieng zur Thüre hinaus, was sie allemal that, wenn er seinen ersten Satz gesagt hatte.

Sie suchte Sophronien auf, die auf Annens Zimmer einsam saß, die Stirn in die Hand gelehnt, mit dem großen, blauen Auge voll Thränen. Der Anblick machte Madame Masbach verwirrt und ungewiß. Sie war heraufgekommen, um Sophronien über ihren Stammbaum abzuhören; denn sie hätte darauf geschworen, daß das Mädchen wie die Töchter der Rasbuten und Szythen mehrere Männer als Väter nennen könnte. Ihr Zorn über diese Idee war schon halb verflogen bei dem Anblick des betrübten Kindes.

„Worüber weinst du denn?“ fragte sie recht sanft als Einleitung — „du bist hier bei ehrlichen Leuten, die ihre Vorfahren bis 1702 und noch höher hinauf, ohne roth zu werden, nennen können. Gott gebe, du kannst das auch, Sophronia! Wie hieß denn deine Mutter?“

„Rosalie.“

„Und dein Vater?“

„Ich habe keinen Vater gehabt.“ — Nach einer Pause setzte sie hinzu: Horatio's Tochter bin ich.“

„Du kannst Gott danken, daß das nicht ist, Sophronia.“

Hier aber sprang Sophronia auf, hob beide Arme gen Himmel, warf einen finstern Blick auf die Witwe, und einen dankenden und betenden gen Himmel. Madame verstand die Blicke recht wohl. „Ich glaube,“ sagte sie — „du betest gegen uns?“

„O Horatio!“ rief das Mädchen, mit einer unaussprechlich zärtlichen Stimme — „Vater! Freund! O du, du mein Alles! O knieend will ich deinen Nahmen nennen!“ Hier kniete sie, mit dem Rücken nach der Mama, mitten im Zimmer: „Horatio! Horatio!“

„Das ist Abgötterei!“ rief die Witwe eifrig, aber doch überrascht durch des Mädchens Leidenschaft, so daß sie das Herz nicht hatte zu sagen, was sie dachte: das ist für einen Lustigmacher zu

viel. Sie ging rund um das Mädchen her, und da sie es knieend sah, die großen Augen, die wie Thränenquellen waren, gen Himmel gerichtet, die schneller schlagende Brust, die Glut auf den Wangen: so streichelte sie des Mädchens rothe Wange, zog es empor, drückte es verstohlen an ihre Brust, und fing dann mit einem ganz andern Tone ihr Examen und die Ahnenprobe an.

Sie brachte aber nichts heraus, als was sie schon vorher wußte: daß das Mädchen Sophronia heiße. „Aber einen Zunamen wirst du doch haben, Kind? irgend einen? Wir müssen uns ja —“ schämen, wollte sie sagen, aber sie verschluckte das Wort wieder.

Sophronia hatte keinen Zunamen, so wenig wie ihre Mutter, die Rosalia geheißen hatte. In ihrem zehnten Jahre hatte Horatio sie von der Leiche ihrer Mutter weggenommen. Seit dem war sie bei ihm gewesen. Er hatte sie unterrichtet, er hatte sie, da er selbst nichts, gar nichts mehr hatte, dennoch erhalten. Das Mädchen hob hier wieder die Hände und die Augen empor, und sagte mit bebenden Lippen, erblassenden Wangen und stürzenden Thränen. „Horatio hungerte, o Gott! hungerte, und gab mir den Bissen Brodt, den er noch hatte, ganz! — O Er, Er“ fuhr sie fort mit einer heiligen Prophetenstimme, die der Mama einen Schauder nach dem andern absagte — „er, der glücklich seyn konnte, wenn er

mich verlassen wollte, er verließ mich nicht; er drückte mich an sich, und ging mit mir weiter, und, o Horatio! — er bettelte für mich!“

Hier knieete das Mädchen wieder nieder, und der Mama kamen die Thränen in die Augen.

„Er war wohl dein Vater, der gute Mensch?“

„Der war er nicht. Er lernte meine Mutter erst kennen, als ich acht Jahre alt war.“

„Wer war deine Mutter?“

„Eine Schauspielerin. Aber eben das brach ihr das Herz. Sie war sehr unglücklich gewesen. Da nahm Horatio mich zu sich. Er war mir alles.“

Madame Masbach hob nun aus der Brust des Kindes alle ihre Geheimnisse hervor; aber sie blieb dabei, sie wüßte ihren Vater nicht zu nennen, sie hätte keinen Zunamen; sie war die Tochter einer Schauspielerin, die Pflegetochter eines Bettlers, was fast noch ärger war, als ein Schauspieler; sie hatte mit ihrem Pflegevater auf der Reise gebettelt, gehungert, sie war in Lumpen gekleidet gewesen. Kurz, Mama drückte am Ende der Ahnenprobe das Kind recht mütterlich an ihre Brust, aber zu gleicher Zeit dachte sie mit Widerwillen daran, daß man nur einmal hatte sagen können: „Gebe Gott, daß er in Sophronien eine Anne gefunden hat!“

Sie ging hinab zu den Andern. „Nun,“ fragte Bernhard, der wohl wußte, was ihre

Absicht gewesen war — „ist Sophronia bestanden?“

Mama seufzte tief auf. „Lieber Gott! das Kind jammert mich. Der Name Sophronia ist alles, was sie von ihren Eltern hat. Und wer weiß, ob sie zu diesem Namen auf eine ehrliche Weise gekommen ist; denn ich habe noch kein Kind so nennen hören. Aber hätte sie nur einen Zunamen!“

„Hat sie den nicht? desto besser!“ rief Reinhold — „ich gebe ihr meinen — Sophronia Masbach.“

„Mein Kind! unsern Namen? das geht wohl nicht, wegen unsers Verhältnisses mit den Walens?“

„Nun denn meinen!“ rief Bernhard — „ich fürchte nur, ich bin zu meinem selbst nicht auf eine ehrliche Weise gekommen.“

Hier sah ihn Mama mit großen Augen an. „Und dann wollte ich, der Junge, der Robert, wäre Olint getauft, oder wir gäben ihm den Namen von heute an; denn mich dünkt, Mama, eine Sophronia steckt in dem Mädchen, wenn nicht noch mehr.“ Madame Masbach, die den Tasso nicht gelesen hatte, schüttelte bloß den Kopf. Anne erzählte ihr von Tassos Sophronien, die ihr Vater meinte.

„Nein,“ rief die Großmutter hier sehr eifrig — „so verhüte Gott, daß er nie Olint heiße!

Denn, Herr Schwager, was würden die Walens sagen, wenn einmal ein Baron sollte die Tochter einer Schauspielerin, ohne einen Zunamen, eine Bettlerin, in den Speisesaal führen?"

„Nicht ein Wörtchen mehr als sie von uns sagen, Mama; denn der Mensch kennt nur über sich den Unterschied des Ranges, unter sich ist ihm alles gleich, Schauspieler, Bettler, Freisassen, Masbache und Sophronien."

„So ist es uns nicht gleich!" sagte sie, einen zürnenden Blick auf Herrn Bernhard werfend, von dem sie an zu glauben fieng, es könnte wohl seyn, daß er nicht auf eine ehrliche Weise zu seinem Namen gekommen wäre. Denn, wäre er's, dachte sie: warum machte er denn aus seiner Familie, und seinen Schicksalen ein Geheimniß? Wer weiß ist, kann sich überall sehen lassen. „Und ich fürchte, ich fürchte," sagte sie laut, da sie allein war — „eben darum hat er einen so großen Widerwillen gegen den letzten Artikel im Testamente. Ich fürchte, er ist nicht ganz weiß und rein!"

„Kleinstädterei!" sagte Reinhold lachend — „du mußt das ihr nicht übel nehmen, lieber Vater!"

„Da hätte ich viel zu thun," sagte Bernhard nachdenkend — „denn, sind nicht alle Menschen Kleinstädter in diesem Punkte? Gebt dem Spötter der Kleinstädterei ein Kreutz, ein Band

von irgend einem Stifte, und er heftet es auf seinen Rock. Ist das nicht Kleinstädterei so gut als die, welche er verspottet? Wenn sich in Versailles die Pairs und die Prinzen mit dem Hause Lothringen über den Vortanz zanken, und der König in einer cour plenière den furchtbaren Proceß entscheidet: so habt ihr die Kleinstädter aus einer kleinen Stadt Deutschlands auf einem grössern Theater nur, mit einer gefährlichern Narrheit, weil sie einen Krieg veranlassen kann. Für den heiligen Geist-Orden, für den blauen Kniegürtel, für das goldne Blies eine Batterie stürmen, ist nichts als Kleinstädterei. Wo ist das Volk, das nicht seine Kasten, seinen Adel, seine Mandarinen, seine Weissen, Mestizen, Quarterons und Schwarzen hätte? Der Mensch ist ein Kleinstädter; und wäre ich ein Urenkel von Sokrates oder Plato: so würden die weisesten Herren auf den Universitäten mich mit Ehrerbietung betrachten, eben so gut wie die Edelleute einen Clermont, einen Dandolo, einen Dahlberg. Und zum Teufel, wir haben mit unserer kleinstädtischen Narrheit nicht ganz Unrecht. Wären ein Paar Brutus und ein Timoleon unter meinen Vorfahren, und die beiden Catonen dazu: so würde — dafür stehe ich Euch — das Leben bei mir im Preise fallen; und wäre ich ein Enkel von Cartouche, Nikel List: so könnte ich's den Leuten kaum übel nehmen, wenn sie mir auf

die Finger sähen. Ein Findling, ein Hurkind ist ein Mensch im Incognito, in einem fremden Welttheile, oder auf einem Maskenballe. Der Teufel in ihm ist noch einmal so mächtig, als sonst. Die Mama hat nicht Unrecht; und wenn die Weisheit selbst nach einem Doctorhute angelt: so hebe sie ja keinen Stein gegen den, der nach einem Orden fischt. Wir sind alle Kleinstädter, weil wir Menschen sind."

"Anne ausgenommen, Vater," sagte Reinhold.

"Ja, Anne ausgenommen, rufe ich von Herzen mit dir, und Roberten noch jetzt. Er kennt keinen andern Orden, als den das Gewissen dem Menschen für eine stolze That umhängt. Er kennt keinen Neger, als der die Farbe der Erniedrigung an seiner Seele trägt; und so laßt uns Gott danken, Reinhold, daß wir zuweilen groß genug denken, um nichts als Menschen seyn zu wollen; und so wollen wir die kleine Sophronia ohne Ahnenprobe in unser Domstift aufnehmen!"

"Guter Gott!" sagte Anne eifrig — "ohne Ahnenprobe. Sophronia kann jede bestehen. In ihrem Herzen brennt die heilige Flamme der Liebe, der Inbrunst, der Dankbarkeit, — gegen Horatio, glaubt Ihr nur; aber ich bin überzeugt, eben so gut gegen Robert. Wenn sie mit ihm zusammen ist, und sie sitzt unbemerkt in

ihrem Winkel: so hängt das brennende Auge an Roberts Blicken, das Ohr an seinen Worten, ihre Seele an seinem Wesen. Ich glaube, lieber Vater, ich glaube, Sie dürfen nicht wieder mit Robert in die Welt, um ihm eine Geliebte zu suchen. Er hat sie in Sophronien gefunden."

„Desto besser!" riefen beide Männer — „der Himmel gebe sein Gedeihen dazu!" aber sie riefen es nicht aus vollem Herzen.

„Und du, Anne," sagte Bernhard — „nimm du Sophroniens unruhiges Herz in deine weiche Hand, und lehre es Ruhe und Frieden, und gieb ihm deinen Frieden! Amen!"

Das versprach Anne, und man kündigte nun Sophronien in einer feyerlichen Sitzung an, daß man sie als Tochter in die Familie aufnähme. Die Großmutter wußte davon nichts, bis Bernhard den Akt der Adoption vollendet hatte. Anne nahm das Mädchen an ihre Brust; aber mit einer seltsamen Heftigkeit kniete Sophronia vor Annen nieder, und sagte schluchzend: „Du bist meine Mutter! ich bin dein Kind!" Sie troknete mit Annens Schürze ihre Augen; dann stand sie auf, sie warf den Feuerblick auf Robert, näherte sich ihm in Absätzen, bald das Auge niederschlagend, bald es muthig gegen ihn emporhebend. Dann stand sie vor ihm. „Mein Bruder!" sagte sie — und auf einmal warf sie den

Arm um seinen Nacken, und legte ihr Haupt an seine Brust, und rief leiser: „mein Retter!"

Robert wurde höchst verwirrt; er erröthete, er wußte nicht, wohin er sein Auge schlagen sollte.

„Deine Schwester Sophronia, Robert!" sagte seine Mutter, ihm in seine Rolle helfend. — „Meine Schwester Sophronia!" sagte er leise und sanft — „ich werde dich immer, wie ein Bruder, lieben."

„Wie ein Bruder?" flüsterte Bernhard leise Reinholden zu — „der Teufel! ich wette, der Bursche hat ein Geheimniß im Herzen; aber es ist gut so!"

„Dort, Tochter Sophronia, sizt deine zweite Mutter," sagte Anne, auf die Mama zeigend. Die Großmutter umarmte sie, und schüttelte den Kopf über sich selbst, daß sie nicht mehr dagegen hatte, ein Mädchen ohne Zunamen in ihre Familie aufzunehmen. „Dort steht dein Vater!" sagte Anne wieder. Aber hier sagte Sophronia: „Horatio ist mein Vater. Ich will keinen andern."

„Höre, Jungfer," rief hier Mama losbrechend, mit einem erhizten Gesichte — „du kannst immer tauschen zwischen Horatio und meinem Sohne. Denn dahin sieh!" — sie zeigte auf das Gemählde mit der Brücke über den Po — „das that meines Sohnes Ahnherr für einen Walen, und trug ihn aus dem Tode ins Leben."

„Das that Horatio für mich tausendmal!“ antwortete Sophronia tiefsinnig — „Es ist mein Vater! Er allein!“

Da sprangen Bernhard und Reinhold auf Sophronien zu; sie schlossen Beide sie an ihre Brust, und riefen Beide: „gutes Kind! du sollst unsere Tochter seyn, und Horatio dein Vater!“

Die Großmutter lächelte und das Herz schlug ihr vor Wehmuth. Sophronia wurde einstimmig die Tochter des ganzen Hauses.

Reservazionen.

Das Wahre an der Sache war, daß Anne allein von allen Vieren recht von Herzen wünschte, Robert möchte der Olint dieser Sophronia werden. Die Mama hatte des Mädchens uneheliche Geburt einzuwenden, und Bernhard mit Reinholden, hatten etwas dagegen, was sie sich nicht merken ließen. Das Mädchen war ihnen dazu für eine Anne nicht schön genug; und sie waren Männer. Sophronia hatte ihnen auch zu viel Charakter, und beide Männer waren ein wenig herrschsüchtig.

Bernhard nahm also das Gespräch nach ein Paar Tagen wieder auf, da die Mutter darauf bestand: „dem Mädchen muß ein ordentlicher

Name und eine Reihe ehrlicher Vorfahren gegeben werden, damit sie nicht in unserm Hause ist, wie ein Schmutzflecken auf weißem Atlas, oder —"

„Wie die falschen Perlen in Annens Perlenschnur. Aber ich will das lieber, Mama; ich will lieber den Schmutzfleck tragen, und säße er auf der weißen Stirn Annens, als den Grund zu einer Tragödie legen. Einem jeden, der sie sieht, will ich sagen: das Mädchen ist Incognito! Sie kann ja einen Bruder haben, einen Vater, der sich, auf Treu und Glauben des falschen Namens, den wir ihr gegeben haben, in sie verliebt, und vor dem Altare erst erfährt, daß sie seine Tochter ist."

„Bewahre!" sagte die Großmutter. Anne wurde nachdenkend. Sie lief schnell die Schicksale durch, die das arme Mädchen treffen könnten, das sie schon so sehr liebte, weil ihr alles fehlte, auf Erden. Sie sah keinen sicherern Schutz für solche Unfälle, als in den Armen Roberts. „Der Himmel, Vater," sagte sie schnell — „hat sie darum in unser Haus geführt, und in Roberts Arme." Hier seufzte die Mama.

„Der Himmel, sagst du, Anne? wer weiß, welch ein Poltergeist uns mit diesem Mädchen einen ganzen Vorrath voll Unruhe auf den Leib gehext hat! Sieh, ich habe nicht gerne mit Gelde zu thun, dessen Werth ich nicht kenne. Stelle sie mit Robert an den Altar, Anne; und da

kommt ihr Vater, ihr Bruder, den sie doch nicht verläugnen kann, dem vielleicht noch mehr fehlt als Name, und der, wie ein Krebsgeschwür, sich sogleich an das Glück der jungen Leute festhängt, oder gar Sophronien zurück verlangt. Ich habe mit einem Menschen in einer Maske nicht gern zu thun."

„Freilich nicht, Herr Schwager," fiel die Mama ein — „man sollte aber dann nicht selbst Masken tragen! die Leute in Walen halten Sie für einen Goldmacher, für — Gott weiß, wofür — und das kommt daher, weil ich Annens Großvater nicht einmal nennen kann."

„Da haben Sie recht. Aber Sophronie geht ganz Maskirt, und Anne nur noch halb, und Robert gar nicht mehr. Kurz, ich dächte, wir ließen den Himmel walten, und Roberten machen, was er will."

Reinhold stimmte ihm bei. Sie waren ihrer Sache gewiß genug; denn sie meinten Beide, Robert würde Sophronien nie lieben wegen ihrer Blatterflecken. Madame Masbach hatte einen bessern Grund, den sie aber ebenfalls verschwieg: weil er Jakobinen schon liebte. Anne war ihrer Sache auch gewiß; aber sie beschloß, den Himmel und die Herzen der jungen Leute walten zu lassen. So dachten die drei Andern nicht: sie faßten den Vorsatz, ihre Hand ganz unbemerkt mit ins Spiel zu bringen.

Wenn also Madame Masbach des letzten Artikels im Testamente erwähnte, so lächelte Bernhard nicht mehr ganz spöttisch, sondern ganz gefällig. Er hielt Jakobinen eine Lobrede über die andre. Aber er that es nur, um die Großmutter, die ganz offenbar, wenn nicht eine größere Gewalt über Robert hatte, wie Anne, doch eine größere Thätigkeit hatte, um die Großmutter von Annen abzuziehen.

Die jungen Herzen.

Robert wußte von nichts; er dachte mit keinem Gedanken daran, daß Sophronie ihm je mehr werden könnte, als eine geliebte Schwester; denn er liebte Jakobinen von Herzen. Und hatte er denn nicht geschworen, ihr treu zu seyn? Dieser Schwur machte ihn so sicher, dieser Schwur ging in der Gestalt eines Engels vor ihm her, und bedeckte seine Brust gegen alle Pfeile der Liebe. Sein Großvater hörte ihn ab, schon nach vierzehn Tagen, und hörte mit Zufriedenheit, daß Robert alle Mädchen für schöner hielt, als Sophronien. Dasselbe sagte er der Großmutter, und sie lächelte eben so zufrieden, wie der Schwager.

Die beiden jungen Leute waren natürlich oft zusammen; sie gingen mit einander, und So-

phronia, die fast nie ein Kind gewesen war, schwang sich recht bald zu der Höhe des Verstandes, auf der Robert stand, und wenn auch nicht in der That, so schien es doch Roberten so. Sophroniens tiefes Gefühl, das bewegte Herz errieth gewöhnlich, was sie nicht begriff, oder noch etwas schöneres, als er dachte. Sie dachte mit ihrem Herzen, und Robert hielt es für Geist. Sophronie hing sich mit tiefer Liebe, mit einer heißen Inbrunst an Annen, und sehr bald drückte sich Annens süßer Friede in Sophroniens Brust. Die ernste Lippe fing an zu lächeln, und ein ganz eigener lieblicher Reiz verschönerte mit diesem Lächeln ihr Gesicht, wie der Sonnenstrahl, der auf einmal über einer dunkeln Gegend aufblitzt, und den Frühling mit seinen unaussprechlichen Reizen hervorzaubert.

Aber sie lächelte nicht oft, sie war meistens ernst; sie plauderte nicht, wie junge Mädchen, aber was sie sagte, das hatte sie gedacht und tief empfunden. Sie wollte durchaus alles lernen, was Robert wußte, auch die alten Sprachen; am liebsten hatte sie den Unterricht von Roberten und Annen; am wenigsten gefiel es ihr, wenn Bernhard sie unterrichtete. Sie haßte seine Bilder, seine Gleichnisse, die er häufig aus der ganz gemeinen Natur nahm. „Wenn ein Bild die Sache deutlich macht," sagte Bernhard — „so ist es gut und schön. Sophro-

nie verlangte auch Erhabenheit in den Bildern, innere Schönheit. Sie konnte sich durchaus nicht an Bernhards Styl gewöhnen, den Robert wohl leiden konnte, wenn er ihn gleich nicht gebrauchte. „Warum kannst du ihn nicht leiden?" fragte Anne einmal. Sophronia hob die Augen empor, besann sich, und zeigte mit dem Finger auf die Ruinen von Palmyra, die an der Wand hingen, auf den Tempel der Sonne, und die schmutzigen Erdhütten der Araber neben einander.

Anne verstand sie, und fragte nicht weiter: sie war nur betrübt; denn es war etwas zwischen Bernhard und dem Mädchen von dem ersten Augenblick an. Er hatte neben dem Tempel die elenden Hütten der Neuholländer hingemahlt, des Kontrasts und seiner Satyrischen Laune willen. Er fühlte eben so erhaben, wie Sophronia, bei seinen Vergleichen, ob er sie gleich aus der gemeinen Welt und aus der Astronomie, der erhabensten Wissenschaft, zusammen faßte. „Alles ist erhaben, oder nichts," sagte er hundertmal — „Zu einem drehenden Kräusel gehört die Allmacht Gottes so gut als zu unserm Weltsystem; und der Wurm durchlöchert die Welt so gut als Sophroniens Spinnrad."

Sophronia zeichnete eine Ruine mit bebenden Herzen. Sie sagte zu Robert leise: „O, alles! alles wird so vergehen; auch dieses Herz,

das dich liebt!" Und sie hing den Tag mit heißerer Inbrunst an seiner Seite. Eben das fühlte Bernhard; aber in seinem Cynischen Mantel, den das Alter fast allemal dem Dichter umhängt, konnte er es nicht so sagen, und Sophronien schien es, als spotte er der Vergänglichkeit. Es war etwas zwischen Bernhard und Sophronien, so eins sie auch in Liebe und Haß waren. Sophronia ehrte die Kleinstädterei der Großmutter, das that Bernhard auch; aber er konnte sie nicht sehen, ohne etwas lustiges darüber zu sagen.

An Annen hing Sophronia mit kindlicher, heißer Liebe und Verehrung. Sie schien ihr ein höheres Wesen, und sie wurde selbst erhabener in ihrer Gegenwart. An Robert hängte sie sich mit einem kindlichen angenehmen Vertrauen; sie lächelte nur, wenn sie bei ihm war. Ihr Leben erhielt durch Robert einen sanften niegefühlten Reitz; sie war Kind, sie war ein fröhliches Kind in seiner Gesellschaft, so oft er wollte; und er war heiter, frölich, unschuldig. Aber sobald er wollte, war sie seine weise, ernste Freundin, die seine Heroen aus der alten Welt eben so liebte als er.

Diese kindliche Fröhlichkeit, dieses unschuldige Vertrauen zog ihre Herzen fest aneinander, doch ihre seltsame, hohe Empfindung erhielt sie beide dennoch fremd. Sie liebten sich alle Tage mehr, aber es war eine eigene Art von Liebe, bei der

seine gegen Jakobine, so romantisch sie war, recht gut bestehen konnte.

„Es ist nichts, als die anziehende Kraft“ sagte Bernhard — „zweier Weltkörper gegen einander, die sich dennoch niemals vereinigen; es sind zwei Elemente, die beständig auf einander wirken, ohne einander nicht bestehen, und doch nicht Eins sind. Er ist ohnehin Mann genug, als daß er ein so männliches Mädchen lieben könnte.“

So war es; aber doch zog in ihre Herzen die Liebe nach und nach siegend ein, troz dem, was er sagte; und Sophronia wurde mit jedem Monate mehr Mädchen, nur gegen Robert, nur wenn sie mit ihm allein war. In der Andern Gegenwart war Sophronia ihre Namens-Schwester aus dem Tasso, die zu heilig schien, um zu lieben, zu groß für die Tändeleien, zu erhaben für die kleinen Sorgen der Liebe.

Die Großmutter war die Einzige, welche, mit dem scharfen Falkenauge der Sorge für die Erfüllung des letzten Artikels im Testament, bemerkte, daß Robert und Sophronia zu einig wurden. Sie war die erste, die zwischen ihre Herzen trat, die immer näher zusammensanken, wie zwei Thautropfen, die in dem Kelche einer Lilie ruhen, welche der milde Hauch des liebenden Frühlings bewegt.

Die Verrätherei.

Die Großmutter hatte manche Gedichte ihres Enkels über die Unsterblichkeit der Seele gelesen. Sie vermuthete aus ihren Jugendjahren noch her, daß es auch Gedichte an Jakobine geben müßte, wenn anders ihr Enkel das Fräulein liebte. Es war nicht Neugierde, zu wissen, wie ein junger Mensch über seine erste Liebe, an die Geliebte schreibt.

„Lieber Gott," sagte sie — „diese ersten Gedichte sind alle, wie ein schöner, heller Sommermorgen, wo man nichts hört, als den Gesang der Vögel, die Schalmei der Hirten, wo alles glänzt, duftet und blüht. Das Gewitter am Abend bleibt auch nicht aus, mit Donner, Sturm und Hagel. Guter Gott, eine Braut ist, wie Bernhard sagte, der Sonnentempel auf dem Bilde, und die Frau die Arabische Hütte daneben. Das weiß ich."

Nein, sie wollte die Gedichte haben, um Jakobine, die den ersten Februar kommen sollte, ein wenig mehr in Bewegung zu bringen. Sie durchsuchte, da Robert einmal seinen Schlüssel hatte stecken lassen, seine Papiere, fand hundert Gedichte mit der Ueberschrift: „An Jakobine," und suchte sich ein Dutzend der schönsten aus, für Jakobine. Sie hatte große Ursach, zu eilen; denn sie fand auch ein Paar Gedichte an So-

phronia, die, obgleich nur von Freundschaft die Rede war, dennoch so heiß waren, als die an Jakobine.

Sie stand dem Spiegel gegenüber, da sie die Gedichte aussuchte. Sie warf zufällig einen Blick auf ihr Bild und sie erröthete hier wörtlich vor sich selbst, daß sie solche Wege einschlug. „Aber, du lieber Himmel!“ rief sie und betrachtete schon muthiger die Schamröthe in ihrem Gesicht — „Was soll man machen? Vernunft nimmt das junge Volk nicht an. Es bleibt einem nichts übrig, als das Herz, soll anders der letzte Artikel in Erfüllung gehen.“ Sie schlich mit ihrem Raube davon.

Jakobine kam mit ihren Eltern an. Sie war in drei Jahren nicht hier gewesen. Sie war jetzt so alt, wie Sophronia, im funfzehnten Jahre. Beide Familien waren weit auseinander gerathen, ohne Feindschaft. Man betrachtete von beiden Seiten den ersten Februar als eine Bürde, die man mit Muth tragen müßte, nur die Großmutter nicht, die weiter hinaus dachte, und Robert nicht, der alle seine Wünsche, alle seine Hoffnungen, die ganze Sehnsucht seines Herzens auf diesen Tag vertröstete.

Als die Flügelthüren sich vor den Masbachs öffneten: da flog die schöne Morgenröthe der Liebe auf Roberts, und die sanfte Röthe der Erwartung auf Jakobinens Gesicht. Seit drei Jahren hatte sie Roberten nicht gesehen, das heißt:

sie hatte ihn fast ganz vergessen. Was ihr noch im Sinne lag, war die Anmerkung ihrer Mutter über Robert, die sie nicht vergessen, und die sie erst in diesem Jahre hatte verstehen lernen. Sie wollte noch einmal Roberten mit ihrer Mutter Anmerkung vergleichen. Das war alles, was sie noch fühlte für den Gefährten ihrer Jugend.

Sie stand hinter ein Paar Fräuleins, die Augen auf die Flügelthüren gerichtet, und nun trat er herein, mit dem edlen Gesicht, auf dem der Wiederschein der Liebe glühte, im edelsten Anstande, schlank und dennoch männlich, lieblich und stolz. Da gingen die beiden Damen, die vor ihr standen, aus einander, und nun stand sie frei da, auf dem stolz gehaltenen Haupte die wehenden Federn und die blitzenden Steine; und der rauschende Atlas blähete sich hinter ihr auf in der langen Schleppe, wie sie hervor kam, und der Jüngling beugte sich tief, tief gegen Jakobine, tief noch einmal, und sein Auge funkelte, und die Wangenröthe wurde glühend, wie die aufgehende Sonne. Da schlug ihr Herz stärker und ängstlicher und froher unter der Schnürbrust. Sie warf einen schnellen Blick auf ihre Mutter, ob diese sie beobachtete.

Sie trat hinter den runden Grafen, ihren Vetter; und mit einem Lächeln, das die Huldgöttin selbst nicht besser machen konnte, verbeugte sie sich, nicht tief — das hätte ihr übel nehmen können,

wer es gesehen hätte; — aber mit einer sprechenden Miene, mit einer kleinen Bewegung ihrer Hand, und des einen zu ihm vortretenden Fußes, gab sie der kleinen Verbeugung den Werth der allertiefsten. Es war Buhlerei, aber die feine, schöne gutartige Buhlerei der Natur. Eine junge Wilde würde diese Miene, diese Bewegung der Hand und des Fußes gemacht haben, ohne ein Wort von Welt zu wissen.

Die Großmutter, die zwar an diesem ihren Ehrentage nur ein Auge hätte haben sollen für die Ordensbänder und Sterne, unter deren stolzem Einflusse ihr Leben heute hinfloß, stand zwar mit ihrer Ersten-Februarsfarbe, wie Bernhard sie nannte, glühend und erblassend, demüthig und stolz da; aber sie verlor unter den Sternen doch das Testament nicht aus den Augen. Sie sah mit einem Blicke ihren Enkel und Jakobine an, und ihr Mund legte sich in die Falten zu dem Gesange: Jauchzt ihr Völker!

Sie machte Jakobinen, der freudigen Begebenheit, den hohen Anwesenden in ihrer Freude eine solche Menge zierlicher Verbeugungen, daß sie noch sich fort verbeugte, als Alles schon wieder unbeweglichen Bildsäulen ähnlich, da stand.

Nur Sophronia war die Einzige im Saale gewesen, die, wie die Großmutter, Roberten bemerkt hatte, obgleich sie zu Hause in dem Rufe war, daß sie gar nichts sähe. Robert war seit

ein Paar Tagen, gerade von der Stunde an, da Walens Wagen durch das Thal fuhren, so in sich gekehrt, so zerstreut gewesen; er gab Sophronien so verkehrte Antworten, wenn er überall antwortete, zog sich so sichtlich von ihr zurück, daß Sophronia ihn wohl hundertmal in diesen Paar Tagen mit Kopfschütteln betrachtet hatte. Roberts Zerstreuung nahm am ersten Februar so zu, wurde auf dem Wege nach dem Schlosse, wo er bei Sophronien herging, so arg, und wurde auf der Treppe nach dem Saale ein Zittern, das sie fühlte, da sie seinen Arm gefaßt hatte. Sie betrachtete ihn unabläßig, sie sah seine tiefen Verbeugungen, nicht gegen die Generalin, sondern gegen ein schlankes, hübsches Mädchen, das wie eine Göttin geputzt da stand, und ihre Blicke eben so fest auf Roberten hatte.

Darüber vergaß Sophronia jede Verbeugung. Sie stand, als Jakobine sich ihr mit dem freundlichsten Gesicht, das je gemacht ist, näherte, kalt und unbeholfen da. Ihre Verbeugung war für gar nichts zu rechnen, war schlimmer, als gar keine; denn ihr Gesicht, womit sie Jakobine ansah, war, als sähe einer aus einem Winkel etwas unbekanntes sich hervorbewegen, das nach und nach aber eine drohende Gestalt annimmt, die Gestalt einer großen Schlange, oder eines Raubthiers.

Aber alles das sah Niemand von Allen. Jakobine sah es recht wohl, aber ihr Gesicht blieb gleich freundlich. Sie sah Roberten fragend an. „Meine Schwester Sophronia!“ sagte er.

„Schwester?“ fragte sie; denn das Wort war ihr doch zu zweideutig. Aber sie hielt Sophroniens Hand in ihrer, und ihr Auge war auf sie gerichtet, als wäre sie im tiefen Gespräch mit dem Mädchen. Robert erzählte in ein Paar Worten das Schicksal seiner Schwester.

Die Generalin gab Jakobinen im Vorübergehen einen kleinen Schlag mit dem Fächer auf die Schulter. Sie begriff sich sogleich; aber sie hatte was sie wollte. Es war zu spät; alles hatte sich gepaart. Sie gab Roberten ihren Arm. Eben wollte sie sich zu ihm setzen: da rief die Mutter. Ihr Stuhl wurde besetzt: sie erhielt einen andern Platz.

„Ihre Familie, scheint es, vermehrt sich,“ rief der General dem Alten zu.

„Und ohne Wehen, Ihre Exzellenz!“

„Wer ist die Jungfer, Herr Bernhard?“

„Ich habe sie nie schöner nennen hören, Ihre Exzellenz. Unter allen Mädchen würde ein Kunstkenner sie bei diesem Namen sogleich herausfinden, mit diesem ernsten Gesicht, und voll stiller Tiefe, und würde sie par Excellence, Ihr Exzellenz, die Jungfrau nennen. Kore nannten sie die Grie-

chen. Sie könnte zu einer Parce sitzen, die das Geschick der Menschen regierte, und man würde rufen: getroffen! Es ist die jungfräuliche Göttin, oder die erhabene Tochter des Geschicks."

Der General gab seinen Beifall mit zehn lächelnden Bücklingen zu erkennen. „Man trifft" fuhr Bernhard fort, und sah ringsum die Reihe der Mädchen hinab, die mit höhnischen Gesichtern da saßen, daß er Sophronia mit einer Göttin verglich — „selten das Gesicht einer Jungfrau, und nun gar der Jungfrau! oder der Kore! die Ruhe des großen Herzens! den stillen Frieden einer andern Welt, ohne Neid, und ohne lachende Liebe, auf dem edlen, marmornen Gesicht! das ist selten! In Rom habe ich so ein Gesicht getroffen, das ewige Jungfrauen-Gesicht, an einem jungen Weibe, das ein Kind an der mütterlichen Brust hatte."

„Das ist ein wenig stark!" rief der General laut lachend! und schnell setzte er hinzu, eben hatte er einen Blick auf Annen geworfen — „Herr! bei meiner Seele! jetzt verstehe ich Sie; Sie haben Recht, auf meine Ehre! Ich verstehe Sie jetzt recht wohl!" Er sah Anne noch immer an, die den Mutterblick mit holder, helfender, tröstender Freundlichkeit auf Sophronia gewendet hatte, die dunkel erröthet da saß, weil der unzarte Großvater sie den Blicken der Gesellschaft Preis gab. Jetzt wendeten sich alle die Augen auf Anne;

denn der General machte den Grund seiner Versicherungen merklich. Die Generalin, mit einigen Damen, warf ihre Lippen höhnisch auf. Man hätte zu Annen noch immer sagen können: „schöne Jungfrau!“

„Nun aber, wer ist denn die Mamsel?“ fragte der General wieder.

Hier arbeiteten die Muskeln der Madame Masbach gewaltsam, einen Bissen wegzuschaffen, um dem Alten die Antwort von den Lippen wegzufangen.

„Unsere Pflegetochter, ein liebes Mädchen, das die Freude unsers Hauses ist,“ hauchte Anne hervor mit ihrer harmonischen Stimme — „wie jedes Hauses, Ihro Excellenz, worin sie lebte.“

Hier stand Sophronia auf; sie ging um den Tisch, und beugte sich tief auf Annens Hand. Anne nahm sie an ihre Brust, aber mit zarter Verschwiegenheit, als ob sie ihr leise etwas sagte. Aber der Faun, der General, rief: „Hier haben sie die jungfräuliche Römerin noch einmal, Herr Bernhard!“ Anne erröthete; Sophronia auch; man wußte nicht, wer schöner, wer jünger war von Beiden.

„Ein armes, verlassenes Kind, Ihro Exzellenz,“ hob die Mama an, um alle Nebengedanken, die Jakobine etwan haben könnte, abzuleiten.

„Verlassen?“ rief Bernhard — „guter Himmel! verlassen? Mama, wie denn so? O die

Natur, das Glück haben ihre reichsten Gaben über das Haupt dieses Kindes gegossen. Reicher ist nicht das Kind an dem Busen der Mutter, als sie war in den Händen der weichsten Liebe. Arm! ja, arm! wenn das Armuth heißen kann, Ihro Exzellenz, wenn einer, wie sie es ist, die reichste Erbin auf dem Erdboden vielleicht ist. Die reichste Erbin!"

Hier sahen ein Paar arme Herren, die von ihrem Patente lebten, mit lüsternen Blicken auf Sophronien.

Die Großmama erröthete; aber sie mußte schweigen, denn sie kannte Bernharden. Sie schüttelte nur unbemerkt den Kopf, und lächelte dem mitleidig zu, der sie gerade ansah.

Nach Tisch zog einer der Herren den Herrn Bernhard mit einer auffallenden Freundlichkeit in ein Fenster, und kam in großen, und eben dadurch sehr merklichen, Umwegen auf Sophronia. „Sie haben Recht, theuerster Herr Bernhard: Dieser Blick der Unschuld in des lieben Mädchens Gesicht —"

„Liebster Herr," sagte Bernhard — „hilft doch nichts; wenn sie nur nicht so arm wäre!"

„Arm?" fragte der Lieutenant erstaunt — „Sie sagten, dünkt mich, von einer Erbin?"

„Ist auch wahr; denn wer arm ist, soll das Himmelreich erben. Nun bedenken Sie, welch eine Erbschaft!"

„Der Kerl ist ein Narr!“ sagte der Lieutenant nachher in vollem Zorne.

Madame Masbach hatte nach Tisch die Hand in der Tasche an einer kleinen Schreibetafel, worin Roberts Gedichte waren. So oft sie die Hand an der Schreibetafel hatte, so oft hatte sie auch durch eine Verbindung der Ideen ihre Augen auf Jakobinen. Jakobine mußte es endlich merken, daß die Großmutter etwas mit ihr hatte. Ein Mädchen, wie Jakobine, erräth das sogleich; Sophronia errieth die Großmutter niemals, die einen großen Aerger darüber hatte.

Der Kaffee wurde in einem Gartensaale getrunken. Madame Masbach stand an der Glasthüre; es ist ein freundlicher Tag, das sagte sie zehnmal, immer Jakobine dabei ansehend. Jakobine ging mit ihr in die Allee, und dann hinter das Haus, in ein Tannenwäldchen. Aber es kostete Künste, ihre Oden an den Mann zu bringen. Geben konnte sie ihr sie doch unmöglich. Sie saß neben Jakobinen, und erzählte von Roberten und Sophronien; von Roberten, wie er nie, nie aufhörte, von Jakobinen zu reden, von ihrer Schönheit, von ihrem gütigen, schönen Wesen; bei Sophronien berichtigte sie nur Bernhards Aussage. Dann zog sie auf einmal mit dem Taschentuche, Roberts Schreibtafel hervor. Jakobine reichte sie ihr

wieder hin. Die Mama sagte lächelnd und die Schreibtafel vor die Augen haltend: „So nachlässig ist das junge Völkchen nun, gnädiges Fräulein! das ist Roberts Taschenbuch; das zeigt er keinem; er hälts, wie sein Auge im Kopfe. Er trägts immer bei sich; immer; er hat gewiß alle seine Geheimnisse in dem Büchelchen. Sehen Sie, auf dem Wege zu ihnen, heute zieht er es heraus, und richtig wäre es verloren, wenn ich nicht die Augen überall hätte. Hinein sehen mag ich nicht; aber seine Geheimnisse sind gewiß darin."

Jakobinens Hand griff nach dem Büchelchen: ihr Auge, das Mama recht scharf beobachtete, öfnete es schon, um die Geheimnisse des jungen Menschen zu erfahren, der so viel immer von ihr redete.

So weit waren sie beide; aber weiter kamen sie nicht.

„Wir wollen ihn einmal recht verlegen machen, Madame. Ich will es ihm zurück geben, und sagen, ich hätte es vor dem Schlosse gefunden." Darauf hatte sich endlich Jakobine besonnen; das sagte sie mit niedergeschlagenen Augen und stockender Stimme. Hätte sie ihr Auge gegen die Alte erhoben, sie hätte die Schuld auf dem ängstlichen Gesichte der gutmüthigen Großmutter gelesen.

Die Großmutter reichte das Büchelchen dem Mädchen hin, mit einer zitternden Hand; und

eine zitternde Hand nahm es. Sie hatten es alle beide in diesem Augenblicke bereut; aber der Teufel, der überall steckt und horcht, sah die Hand des Mädchens sich aufheben, und das Büchelchen der Mutter zurückgeben. Jakobine hörte ihrer Mutter Stimme in dem Augenblicke, und sie warf das Buch in die Tannen.

Die Mama wurde gerufen. Jakobine blieb; sie nahm das Buch auf. Sie lief damit in den fernsten Theil des Gartens. Sie öfnete es, sie fand Gedichte; alle an Jakobine. Sie riegelte sich in einen Papillon. Sie fing an zu lesen; Sie sog das süße Gift in die offne Seele ein; Sie vergoß Thränen bei den schönsten Stellen. Diese Erhabenheit der Empfindung, diese heilige Reinheit einer stummen, hoffnungslosen Liebe erschütterte ihr Herz. Sie war in diesem Augenblick so heilig, wie die Gedichte selbst, so heilig, so rein, wie Anne war. Ihre Seele war tief bewegt, und gereinigt von allem, was ihre Art zu leben der zarten Unschuld, der jungfräulichen Seele schon zugemischt hatte. Sie nahm einige der schönsten Gedichte aus dem Buche hervor, drückte sie an ihre zitternden Lippen, an das pochende Herz, und verbarg sie in ihrem unschuldigen Busen, aber mit einer Empfindung, die ihre ganze Seele, wie eine heilige Flamme, durchbrandte.

Dann lief sie schnell, auf den Fittigen der Liebe schwebend, nach den Tannen, warf das

Buch wieder in die Tannen, eben da die Groß-mutter wieder zurück kam, um das Buch aufzu-suchen.

„Wo ist es?" fragte die Mama.

„Dort liegt es!" sagte das Mädchen. Sie gab es der Großmutter; diese steckte es ein. Jakobine flog in den Saal, und die Mama sagte mit gefalteten Händen: „führe mich nicht in Versuchung! Nein, an meiner Angst weiß ich, daß ich nicht auf rechtem Wege war. Und wenn nun und nimmermehr der lezte Artikel des Testaments in Erfüllung ginge! Gott soll mich behüten! Ich habe mein Büchelchen wieder!"

Alles ging nach Hause. „Rein, rein!" sagte die Mama in der Freude über ihren Muth, der Sünde zu widerstehen: „wie wir ausgegangen sind." Aber die That war vollendet, die Zukunft hatte empfangen; und, Großmutter! Großmutter! sie wird gebähren deine Schuld, Gott gebe, kein Ach und Weh! — —

Die schönsten Stunden des Lebens.

Fräulein Jakobine war schon viel zu sehr in den Mysterien der großen Welt, troz ihrer Mutter, die der Tochter Ansprüche noch immer höchst kindisch fand, weil sie selbst noch alle Ansprüche einer jungen, schönen Frau machte, eingeweiht,

als daß sie im Ernst einen Liebhaber von Masbachs Stande gewünscht hätte. Sie wollte nur den Liebhaber; sie wollte nur, der junge Mensch sollte, mit erstaunten Blicken anbetend, vor ihrer Schönheit dastehen, wie sie das von allen jungen Männern wollte. Weiter war sie im Kapitel der Liebe noch nicht gekommen. Weiter wäre sie nicht gegangen, wenn das Büchlein mit Roberts Oden nicht gewesen, und wenn nicht ein Paar andre Umstände hinzugekommen wären, für die sie und kein Mensch konnte, die aber doch auf einmal Jakobinens ganze Seele vom tiefsten Grund auferschütterten.

Als Masbachs fort, und die große Menge der Gäste abgereißt waren, bis auf eine vertraute Freundin der Generalin, die mit ihrer Freundin einige Wochen der Landluft genießen wollte: so setzten diese sich um das Kamin. Jakobine saß abseits, und fühlte nur, wie ihr Herz unter den Gedichten Roberts stärker schlug. Sie hing über ihrem Stickrahmen, und hörte heute nicht zu, wie es über die Abwesenden herging. Sie hatte ihre Gedanken für sich. Der General ging im Saale auf und nieder, und gab dem Gespräche der beiden Frauen von Zeit zu Zeit eine andere Wendung, durch einen Ausruf, mit ein Paar Worten begleitet.

„Der alte Kerl ist ein Narr! und wäre das

verdammte Testament nicht, das der Teufel hohlen mag: so —"

Da warf sich das Gespräch auf die Masbachsche Familie.

„Ihr Wort in Ehren, meine gnädige Kusine," rief er. „Die junge Frau ist ein Engel! Ein Engel, sage ich!"

Die beiden Damen schwiegen mit einem gleichgültigen hem! hm!

„Der junge Mensch, der Robert," — hob die Generalin wieder an, und Jakobine bückte sich schnell recht tief auf ihre Arbeit, und hielt den Athem an, um kein Wort zu verlieren; der General blieb mitten im Saal stehen, um das Beiwort zu hören, was seine Frau dem jungen Menschen geben würde — „der junge Mensch, der Robert, ist — ein hübscher Junge!"

Hier bückte sich die Freundin zu der Generalin; und flüsterte; aber Jakobine horchte sehr scharf: „Ein wahrer Amor! Kusine, ein wahrer Antinous!"

„He!" rief der General — „muß man denn nur laut medisiren, und leise loben?"

„Er ist nicht übel, Herr General, sage ich!"

„Freilich, das sagt man so leise. Er ist das Bild seiner schönen Mutter. Auch sein Vater war ein schöner Mann, das gestand selbst meine Frau."

Hier wendeten sich beide Frauen gegen den General um. „Und das Edle in des jungen Menschen ganzem Wesen!“ rief die Kusine.

„Das weder der bürgerliche Trotz ist, den ich so wenig leiden kann, noch die Ziererei unserer jungen Herren,“ setzte die Generalin hinzu.

„Ich muß gestehen, lieber General, ich habe nie ein sprechenderes Gesicht gesehen, als seines.“

„Auf dem Lande erzogen, und so freimüthig, und doch so fein! und das blitzende, schöne, blaue Auge!“

„Und so viel Geist darin! und auf dem Gesichte der Wiederschein von einer noch schönern Flamme!“ Sie sah seitwärts auf Jakobine, die aber emsig fortarbeitete.

Der General schlug eine laute Lache auf. „Ja, das ist die Flamme die alle Weiber anbeten. Und, nicht wahr? die Unschuld dazu auf dem Gesicht, gegen das die Gesichter unserer jungen Herren, wie verschrumpfte, erblaßte Sündenregister aussehen. Er darf die Binde nicht fest schnallen, wie meine Offiziere, um Farbe zu haben.‘

„Ja, diese so seltne Unschuld, Herr General,“ sagte die Kusine seufzend — „bei dieser Adonis Gestalt!“

„Und der Muth, der aus den Augen hervorblitzt,“ rief die Generalin — „zugleich mit der weichen, sanften, gefühlvollen Seele!“

„Et comme il a la beauté des anges, il en a la pureté!“ sagte die Kusine, wie für sich selbst.

Der General lachte laut, und rief: — „Wahrhaftig, Kusine, das wird ja ordentlich ein frommes Gespräch, das ich Ihnen nicht zugetraut hätte!“

„Non, Monsieur, je respecte la pureté.“

„En murmurant au moins!“ rief der General mit einem Faunengelächter — „Wahrhaftig, nun zweifle ich kaum mehr an der Heloise. Ich will Ihnen die Stelle vorlesen, Kusine, Sie sollen sehen, daß Sie Ihres Gleichen haben.“ Er ging.

Flüsternd legte nun die Kusine ihre Lippen nahe an der Generalin Ohr; Jakobinen entging keine Silbe. „Die Männer glauben nicht an Unschuld, liebe Generalin; auch der General nicht. Aber wahrhaftig, ich wollte mein Herz verbürgen, daß der junge Mensch so rein, so unschuldig ist, wie ein Kind am Busen der Mutter, wie ein Engel, dessen Gestalt er trägt.“

Die Generalin nickte, lächelte, sah auf Jabine, und antwortete leise: „O, und welch ein Gefühl des höchsten Glücks, des reinsten Glücks, das wir in unsern Ständen nicht kennen, muß es seyn, geliebt zu werden von einem reinen Herzen, in dem die Liebe, noch unentweiht, mit der er-

sten Allmacht brennt, und die Geliebte mit dem überirrdischen Glücke des Himmels überschüttet!“

„Und, bei Gott, so sieht er aus! dieser lächelnde Mund, auf dem noch die Unschuld ihr Siegel gedrückt hat, daß er den Kuß, den ersten Kuß, den entzückenden Kuß der Liebe noch nicht geschmeckt hat! O die Männer haben keinen Sinn für den höchsten Reiz der Liebe! Sie sind wollüstig, die Liebe kennen sie nicht!“

Hier kam der General mit der neuen Heloise zurück. Er wollte vorlesen. Die Kusine riß ihm das Buch aus der Hand, und suchte den vierzehnten Brief im ersten Theil: „Wenn wir lesen wollen: so will ich dies wenigstens lesen.“ Sie zeigte der Generalin den Brief. „O Himmel, ja! den lies! den!“

Die Kusine fing an: „Qu'as-tu fait!“ und las mit schmelzender Stimme den ganzen Brief an Julien über den ersten Kuß vor. Jakobine verlor kein Wort von allem. Die Kusine las: „O, wie wurde mir, wie? da — noch zittre ich vor Wonne — da dein Mund — Juliens Mund — meinen berührte, meinen drückte! da deine Arme mich umfingen, mich an dich drückten! Eine Flamme, schneller als der Blitz, zuckte durch mein Wesen. Alle Kräfte meines Wesens, stürzten empor, deinen Lippen zu begegnen. Seufzer und Flammen vermischten sich auf unsern

brennenden Lippen; mein Herz stand still, unter der zu überirrdischen Wollust!"

„Hem! hem!" das Wort zog der General sehr lang, ungläubig den Kopf schüttelnd — „mich dünkt, wenn etwas übertrieben ist: so ist es hier um einen Kuß, übertrieben."

„Nein, nein!" riefen beide Weiber auf einmal — „aber nur die reine Unschuld so eines jungen Menschen, wie Robert, kann so bei einem Kusse fühlen, und nur die unschuldige Lippe eines reinen weiblichen Wesens kann ihn so geben?"

Hier fieng an Jakobinens Herz mächtig zu pochen. Sie fühlte ein gelindes Berühren ihrer Lippen, als küßte ein Geist sie, und ein schnelles Feuer durchzuckte ihr Wesen. Sie mußte aufstehen, und den Saal verlassen, da sie nicht ein Wort vor Herzpochen sagen konnte, wenn man sie gefragt hätte.

Sie ging auf ihr Zimmer. Sie warf sich in ihren Sofa. Sie sog das Feuer der Liebe durch alle Oefnungen ihrer Seele ein. Das Gespräch ihrer Mutter mit der Kusine hatte sie auf immer gerechtfertigt. Sie verstand auf einmal alles, alles, was man ihr bis jetzt verborgen, was sie nicht errathen hatte. Sie drückte das Bild des unschuldigen reinen Jünglings, der die Schönheit, die Unschuld und die Tugend eines Engels hatte, in ihre erweichte, in Liebe ganz aufgelößte Seele, unauslöschlich ein. Sie fühlte, in diesem großen

Augenblicke, der aus den geistigen, heiligsten Gefühlen und den brennendsten Wünschen der Liebe zusammengesetzt war, einen unüberwindlichen Abscheu gegen die jungen Leute, die sie kannte; sie wußte nun, welche Sünden auf den erblaßten, glatten Gesichtern gezeichnet standen, und sie fühlte sich zu gut für diese Sünder. Sie hatte von ihrer Mutter sagen hören, es sey das höchste Glück, des Lebens schönstes Gefühl, von einem Jünglinge geliebt zu werden, in dessen Busen die unentweihte Flamme der reinen, der ersten Liebe brenne. Robert war es nach der Aussage ihrer eigenen Mutter. Und, o des Triumphs! o der Wonne! — dieser reine Jüngling liebte sie, heimlich, mit stummer, verborgener Liebe! den Beweis seiner Liebe hatte sie noch auf dem Herzen liegen, was jetzt so unbändig pochte. Sie zog seine Gedichte hervor, sie drückte sie an ihren Mund, an ihr Herz und verbarg sie wieder in den Busen voll Unschuld und Liebe.

Die Lebensquellen der Liebe, des Glücks, der Tugend sprudelten hoch in ihrem Wesen empor. Sie warf sich auf die Knie mitten im Zimmer, und schwor, nichts zu lieben, als ihn, den Mann, den ihre Mutter für einen Engel erklärte.

Es war ein stolzer, edler Augenblick in ihrem Leben, da sie das schwor. Eine bessere Welt ging in ihrer Seele in zaubrischer Schönheit auf. Sie fühlte ein besseres Leben, als sie bis jetzt gekannt

hatte. Sie riß die kostbaren Steine aus ihrem Haar, und steckte nur ein paar Schneeglöckchen und eine Hyazinthe an ihre Brust, statt alles Schmucks. Sie warf das Atlaskleid von sich, und hüllte sich züchtig, wie Anne, wie des Geliebten Mutter, in ein leichtes Musselinenes Kleid. Sie ging durch den Eßsaal, um in den Garten zu gehen. Hier vor dem Familiengemälde blieb sie stehen. Sie hob die Arme zu dem Bilde ihres Ahnherrn empor. „Er rettete dich, du Vater meines Stammes! er trug dich durch Flammen und durch verderbende Wellen, durch die Höhlen des Todes ins Leben! du seliger Geist! Noch hast du deinen Freund nicht belohnt! Aber hier stehe ich, deine Urenkelin. Ich schwöre bei deiner Asche; und breche ich meinen Schwur: so verfolge mich dein Schatten! Ich schwöre: ich, ich will Roberten, ihm, der eben so edel ist, als dein Freund war, ich will ihm folgen durch Feuer, durch Meere, durch die Hölen des Todes, wohin seine Liebe mich ruft! ins Grab! ins Grab! wenn es seyn muß!“

Hier stand sie vor dem Gemählde, die blitzenden Augen voll Thränen, das Herz voll reiner Liebe, die Seele voll heldenmüthiger Entschlüsse! Und ihr Wesen durchschauerte eine noch nie gefühlte, stille Wonne, der Lohn jedes tugendhaften Augenblicks.

Jetzt nahm die Freude, die Ahnung, die ge-

wisse Ahnung des Glücks sie auf ihre Flügel. Sie flog durch die Alleen des Gartens, tanzend, jauchzend. Ihr Fuß berührte die Erde kaum. Ihre Seele schwamm im reinen, himmlischen Aether der Liebe.

„Da seh Einer das Mädchen!“ sagte der General — „die wird zwanzig Jahre alt, und weiß nicht, was Liebe ist.“

„Sie ist ein Kind,“ sagte die Generalin ernst — „und soll nichts von Liebe wissen.“

„Sie soll! sie soll!“ sagte die Kusine — „was soll man nicht alles? Und wer weiß am Ende —“

Aber dieser stolze Augenblick ging endlich vorüber. Jakobinens Geist kehrte aus dem Aether der reinsten Liebe und der heiligsten Tugend, der für ihre Psychenflügel doch zu rein war, ins Leben zurück. Sie fand die Heloise, aus der die Kusine vorgelesen hatte, auf dem Kamin liegen. Sie stahl sich, da alles spät am Abend in seinem Zimmer war, noch einmal in den Saal. Sie nahm mit zitternder Hand das Buch, und trug es auf ihr Zimmer.

Als ihre Jungfer sie ausgezogen hatte, nahm sie ihr Buch, ihre Gedichte, und schlich sich in ihr Schlafzimmer, und nun setzte sie sich endlich mit Sicherheit an das Nachtlämpchen, das kaum so viel Licht gewährte, als sie zum lesen gebrauchte.

Sie zog mit zitternder Hand des Jünglings Lieder hervor, und fing an zu lesen.

Das erste, was ihr in die Hand fiel, war Prosa, mit Versen untermischt in Form eines Briefes! Sie las erst leise und schnell, dann manche Stellen laut und langsamer, und Thränen rollten über die glühenden Wangen, und sie trocknete die Thräuen mit ihrem Halstuche, aber sie flossen immer aufs neue. Sie las:

„Ich sehe dich nicht, Jakobine! Die erste Lerche, der erste Ton der wieder auflebenden Natur, der erste Ton der Liebe verkündigte sonst deine Ankunft, Jakobine! Die Lerche, der Herold des Frühlings, war auch sonst dein Herold, der Herold einer schönern Göttin, als des Frühlings! O wenn du erschienst, in deiner frommen, keuschen Mädchen-Gestalt: so bedecktest du mein Leben mit einem ewigen Mai; du erfülltst mein einsames Trauerthal; mit mir trauernd, weil du ihm und mir fehlst, mit Blumen und Schmetterlingen. Dein lächelnder Blick bedeckte meine Hügel mit tausend, schönern Frühlingen; deine Stimme erweckt alle Stimmen der Liebe in meiner stummen Einsamkeit, und ach! die liebende Nachtigallenstimme in meinem verstummten Herzen!

„O wenn du erscheinst, warum kann ich dich nicht ansehen, Jakobine? warum nur den Frühling, den du schaffst? Warum nur die Gegend umher, die Hügel, die dich anbeten, und die

deinen Namen unaufhörlich dem Echo zurufen? O warum kann ich nie vor die keusche Gestalt der Schönheit hintreten, und seufzen: Jakobine! O warum kann ich nur deinen Namen in den heiligen Stunden der Nacht den verschwiegenen Sternen, und dem Morgenstern, der dein Bild ist, und dem einsamen trauernden Mond, der meins ist, nennen?

„O, ich liebe dich, Jakobine! ich liebe dich mehr, als die Natur! Du bist ihr Bild, du bist die Göttin selbst! Ich liebe dich mehr, als — das Heil meines Lebens würde ich sagen, wenn du nicht selbst das Heil meines Lebens wärest! O, oft will ich hinknieen vor dir, wie vor einem Altare, und seufzen, und dich anblicken, und nur deinen Namen nennen! Aber sagen kann ich dir nicht, daß ich dich liebe! Keinem kann ichs sagen, keinem! Nicht den Sternen, nicht dem Morgenstern, nicht dem Monde, nicht der stillen, stummen Nacht! Deinen Namen nenne ich nur mit zitternden Lippen. Der Liebende geht mit stummen Herzen durch das Leben, Jakobine! Die Liebe hat keine Zunge.

„Und du? du? o du siehst es nimmer, nimmer wie ich dich liebe, nicht an dem schweigenden Blicke, der deinen Schritten nachsieht! Keine Leidenschaft kann sich dem heiligen, ruhigen Tempel deiner reinen Seele nähern! Auch liebe ich dich, obgleich mit allen empörten Kräften meines We=

sens, doch nur wie eine Gottheit, und ich bringe nur Gelübde; aber ich habe keine Wünsche. Ich sehe nur in süßen Träumen ein Paradies, aber ich kann es nicht begehren. Und so sey meine Lippe stumm, wie das Grab, in dem auch endlich mein sehnendes Herz und seine Sehnsucht verstummen wird. —

„O, kommst du denn nicht? Der Herold der Freude wirbelt im blauen Himmel; ich sehe die Sängerin nicht, es tönt nur die Stimme vom Himmel herab. Mich aber, o mich siehst du nur, Jakobine, den sehnenden Blick voll stummer Liebe; aber das Wort: ich liebe dich! wirst du nie hören!“

Das las sie, das las Jakobine. Sie hatte nur in der Hast im Garten einzelne Worte lesen können.

O Erde! o Himmel! Aber was ruf ich Euch an? Mit allen euren Mischungen könnt ihr nie einen Trank hervorbringen, der so bezaubert, als diese Zeilen die Seele des Mädchens bezauberten. Sie hatte schon Verse erhalten zu ihrem Geburtstage, zum Neuenjahre; aber welche! und dennoch war sie davon bezaubert gewesen. Und hier erhielt sie die Flammen der Liebe, der ehrfurchtsvollen, der stummen, bis an den Tod stummen und treuen Liebe, selbst; nicht fade Reime, von Einem gemacht; der sie nicht kannte, von Einem abgeschrieben, dessen Herz sie nicht gefühlt hatte; hier

hatte sie den Dichter selbst, der an dem Altare, den er ihr gebaut hatte, knieend lag, und seine Gefühle mit Flammen in den Stein grub! O Himmel, da stand er, da knieete er in der lautlosen Nacht, und schaute hinauf mit dem funkelnden Auge voll Thränen in die Sterne, und wagte es nicht, den Sternen ihren Namen zu nennen! Und sie, Jakobine, stand da in Morgenroth gekleidet, die Göttin, die er anbetete.

O hätte er sie jetzt gesehen, wie sie den reichen Lohn der Gegenliebe über sein Herz ausschüttete, wie sie dasaß, in der kalten Februar-Nacht, im leichten, weißen Nachtkleide, die dunkeln Locken herabhängend, und wallend auf den unbedeckten weißen Schultern und auf der hochschlagenden Brust! Zuerst sprang sie empor mit dem süßen Gefühle, mit der stolzen, triumphirenden Freude, so geliebt zu seyn. Sie breitete die Arme weit und hoch aus, sie stand auf den Spitzen der Füße, die Locken rollten zurück von dem Haupte, das sich hoch empor gen Himmel wendete, auf den Rücken. Die jugendliche Brust wallte frei und muthig und fröhlich auf, unter den seligsten und edelsten Gefühlen, welche das Leben hat.

So, in dieser Stellung einer geistigen Bachantin, schritt sie drei Schritte rasch vorwärts, und rief mit jubelnder Stimme: „O Himmel! o ihr gütigen Mächte des Himmels! Er liebt mich! er liebt mich!“

Es war als wollte eben ein Engel die Erde verlassen und in den Himmel, sein Vaterland, empor schweben, so schön war sie, so schwebte alles an ihr empor, Arme, Füße, Blick, Busen, Hauptthaar und das leichte Gewand.

Aber der Kampf der Freude wurde in ihrem Busen zu stark. Sie erblaßte, sie legte die Hand an die Stirn, dann auf das beklemmte Herz. Ihre Figur sank wieder. Ihr Athem fing an zu stocken, das Herz fing an schneller zu pochen, bis sich die süßängstliche Beklemmung in Freudenthränen auflöste, und das Herz erleichterte.

Da ergriff die süßeste, die weichste Empfindung in der Natur ihr Wesen, und löste den stolzen Triumph in fromme Treue, in Empfindsamkeit, in unendliche Sehnsucht auf. Sie trat ans Fenster, sie öffnete es leise. Sie sah hinaus in die unendlichen Sterne, höher hinauf zu Gott! „Treu will ich ihn lieben!" sagte sie demüthig — „treu ihn und die Tugend und dich, der du mich so glücklich gemacht hast, Gott über den Sternen!"

„Ach," sagte sie, und legte die Hand auf das sanfter schlagende Herz — „Ach Robert! Robert! du reiner, edler, treuer Mensch! — — Ach! ach!" — Sie bedeckte mit ihrer linken Hand ihre Augen, die Rechte lag noch immer auf dem Herzen, das immer fort auf dem stürmenden Strome der mannichfaltigen Empfindungen getrieben wurde. „Ach, Robert! Robert!" sagte sie

noch einmal — „o, du warst immer, immer edel, treu! aber — jetzt! o jetzt! — Sieh — hier in meine offne Seele! — jetzt bin ich deiner werth. Von diesem Augenblick an, habe ich für nichts Augen, als für dich. Treu warst du; auch ich will treu seyn, wie eine Taube!“

Hier erhob sich das Herz wieder in einem noch schönern Stolze, im Stolze des tugendhaften Entschlusses. Sie sah jetzt mit offnen, lächelnden Blicken über die Sterne hinaus, denn ihr Herz schlug jetzt frei von aller Schuld.

So stand sie lange, und redete mit dem Schatten Roberts, und was sie sagte, war Gedicht, so gut, wie das, was sie gelesen hatte. Nun aber fiel ihr Rang ihr ein, ihr Vater, ihre Mutter. Sie setzte sich wieder an ihr Lämpchen, sah erst still vor sich hin, schlug dann ein Knie über das andre, stützte ihren Ellenbogen darauf, und legte die Wange nachdenkend in ihre Hand. O hätte sie Robert so gesehen! wie die Betrübniß sie nach und nach immer mehr niederbeugte! Aber auf einmal hob sie das Haupt empor, strich die Locken zurück, sah muthig vor sich hin, stand dann auf, that wieder ein Paar starke, muthige Schritte, und überließ die Zukunft den Sternen und dem Schützer des Guten, jenseits der Sterne. „Durch Feuer und Wasser,“ rief sie — „gehe ich mit ihm, mit ihm! ich bin eine Walen und er ist ein Masbach! Unsere große Schuld ist noch

nicht bezahlt. Ich will sie bezahlen." Hier nahm ihr Glück die Gestalt eines tugendhaften Opfers an. Sie wurde begeistert. Sie zweifelte an dem glücklichen Erfolge nicht.

Die Freude nahm sie in ihren weichen Arm, und bildete über dem schlafenden Auge die schönsten Träume.

Die Adams-Tochter.

Am andern Morgen war Jakobine erweckt von der Freude, das fühlte sie; die Welt hatte sich verändert in der Nacht. Sie öffnete das Fenster; sie sah die Sonne aufgehen über der schneelosen Erde. Sie hörte die Stimme der Lerche, und errieth, daß sie es war, der Herold ihrer Ankunft. Ihr war so wohl, und sie wußte nicht, worin es bestand, ihr Wohlseyn. Denn glücklich konnte sie sich nicht nennen. Ihr Entschluß, Roberts zu seyn, hatte sie, das sah sie recht wohl, mit dem Hasse ihrer ganzen Familie beladen; ein Gedanke, wenn sie an ihre strenge Mutter, an den hitzigen Vater, an die Tanten dachte, der sie mit Schrecken erfüllt haben würde, den sie heute aber so leicht von sich warf, wie das sich öffnende Augenlied den Schlaf von sich geworfen hatte.

Sie zog ihre Gedichte noch einmal hervor, und durchlas sie; und dann zog sie sich an; —

heute; wie ganz anders! Das Haar wand sie in einen Knoten; sie wählte ein Kleid, was die züchtige Nonne hätte tragen können, ohne vor ihrem Gelübde zu erröthen; sie ließ alles weg, was nach Prunk aussah. Sie fühlte, als sie sich in dem wandhohen Spiegel in dieser schäferlichen Kleidung besah, nach einem Instinkt, so müsse sie dem einfachen Jünglinge am besten gefallen. Eine frühe Hyazinthe vor dem Busen, Roberts Gedichte auf dem Herzen, und eine triumphirende Wonne, einen unbesieglichen Muth in ihrer Seele, flog sie die Treppe hinab zu ihrer Mutter.

„Wir haben heute Gesellschaft, Bine," sagte die Mutter streng — „was ist das für ein Einfall, so matronenmäßig dich zu kleiden? So lange ein Mädchen ein Kind ist, ist ihr keine Kleidung zu frei. Zieh dich anders an!"

Sonst war Jakobine der Mutter zu frei gekleidet.

Jakobine ging hinauf. Sie kleidete sich anders; aber die Kleidung fiel heute dennoch sehr züchtig aus, sie hätte anziehen können, was sie gewollt hätte; jedes Kleid hätte sie heute zu einer Priesterin der Vesta gemacht. Der Vater schüttelte den Kopf über Jakobine, und die Kusine sagte dem General in Abwesenheit seiner Frau: „Ich begreife es nicht! Jakobine ist heute unbeschreiblich reizend, mit dem Nonnengesichtchen."

Die Mutter hatte heute immerfort an Jakobinen zu tadeln. „Ich glaube,“ sagte sie — „das Mädchen fängt schon an zu fühlen, daß sie an der Gränze der Kindheit steht. Seh' nur Einer, wie sie schon die Erwachsene spielt!“ Jeder, der sie heute sah, konnte seine Augen nicht von dem Mädchen abwenden. Das Auge strahlte vor Freude, die ganze Figur bewegte sich auf den Springfedern der Natur und des Glücks. Und doch war ihr Blick heute bescheiden, ihre Stellung demüthig, ihr Gang langsamer. Aber ihr Herz flog, ihre Seele war voll Triumph. Man mußte sie heute lieb haben. Die jungen Herren, die sich hier sammelten, brachten ihr einen Triumph nach dem andern; aber Jakobine verschmähete mit stolzer Ruhe Jeden, nur Einen nicht, den sie auf ihrem Herzen trug. Ihr Auge suchte nichts, als nur Einen, der hier nicht war. Sie ging alle Augenblicke einmal auf den Balkon. Sie sah Roberten in der Ferne vorüber gehen.

„Robert!“ flüsterte sie leise ihm zu — „dir bin ich treu! dein bin ich! auf ewig!“

So oft sie konnte, stahl sie sich in irgend einen unbewachten Winkel, die Gedichte des jungen Menschen zu lesen, die ihre Brust immer mehr mit Liebe füllten, aber zu gleicher Zeit sie immer feierlicher zu einer Priesterin der Vesta und zu einem frommen Kinde der heiligen Natur einweihten. „Der Liebende geht stumm durch das Leben; die

Liebe hat keine Zunge!" das hatte ihr am meisten in Roberts Briefe gefallen, weil es das größte Opfer war, was ein Mann ihr bringen konnte. Sie las es tausendmal mit einer andern Stelle, die so hieß: „Der Quell des reinsten Lichts umfängt dich, Jakobine. Der Nimbus der keuschesten, jungfräulichsten Heiligen ist die Luft, die deine Brust athmet. Diese Luft ist zu irrdisch für dich, du fromme Seele! O wie könnte eine Begierde sich dir nahen! auch die zarteste nicht, Jakobine! O ich küße nur die Spuren deines Fußes. Ich trage an meinem Herzen die Blume, die dein leichter Fuß im vorüberschweben berührt hat. O Himmel! Himmel! Ich möchte nur dein Gewand, was die keuschen Glieder einhüllt, einmal berühren! ich würde vor Wonne vergehen, berührte ich deine Hand. O Jakobine, Jakobinen, warum bin ich nicht eine Blume, die, von deinen Lippen einmal berührt, dann in dem schönsten Tempel der heiligsten Unschuld und der Tugend, an deinem Busen, zittert, welkt und stirbt?"

Dieses zarte Leben eines so reinen und liebenden Jünglingsherzens, war die schönste Blüthe ihres Glücks. So jung sie war, so hatte sie doch schon die wilde Begierde der irrdischen Lust an den Männern bemerkt. Hier sah sie das niedergeschlagene, furchtsame Auge der himmlischen, unentweihten Liebe vor sich, und sie selbst wurde die

fromme Priesterin der **Urania**, deren goldne Kette vom Himmel herab auf die Erde hängt.

Arme Mädchen! für die ganz unentweihte Unschuld liegen auf jedem Schritte, auf der Betbank, vor dem Altare der keuschen Göttin, unter der Priesterbinde Fallstricke! — für dich, die funfzehn Jahre zwischen den unheiligen Opfern lebte, welche die Welt bringt, für dich, ist alles ein Fallstrick, ein Netz, am meisten deine eigene Phantasie, die zu jeder reinen Empfindung die Sehnsucht noch vom Irrdischen hinzumischt. Armes Mädchen! du ehrst die Großmuth des Geliebten, der stumm durch das Leben geht mit seiner Liebe; aber du sehnst dich nach seinem Geständnisse der Liebe!

Armes Mädchen! sage ich noch einmal, denn sie trat jeden Tag sehr oft auf den Balkon hinaus, eben so gut, um gesehen zu werden, als selbst zu sehen. **Robert** wollte ja nur **sie** sehen. Er verbarg sich hinter einem Haufen Tannen, wenn sie so frei da stand. Sie lief im Park umher, ihm zu begegnen. Ach, er vermied ja die Gegenden, wo sie gern ging; er sah nur von weitem das weiße Gewand durch die Taxuswand durchscheinen. Er verbarg seine Liebe und sich. Schon nach acht Tagen hatte diese stumme Liebe für sie so viel unbequemes als erhabenes.

Sie sann darüber nach, was sie thun müßte, um mit aller Unschuld doch dem Ziele etwas nä-

her zu kommen. Sie ersann nichts, denn sie konnte doch nicht die erste seyn, die ihm sagte: „ich liebe!" Endlich fiel ihr die Heloise wieder in die Hand, die sie über Roberts Briefen ganz vergessen hatte. Sie fing an zu lesen, und erstaunte, da sie in den ersten Briefen merkte, daß sie mit Julien in demselben Falle war. Sie las mit einem gewaltsamen Eifer fort; denn sie veränderte nur die Namen, nur ein Paar Nebenumstände und sie las Roberts Briefe an sich, und Juliens Briefe waren ihre Antwort an ihn.

Das Buch zog sie unbeschreiblich an. Sie verwechselte, mit ihrer leicht beweglichen Phantasie, Ort, Zeit, Personen. Sie sprang auf, sie rief: „Robert! geliebter Robert!" Sie setzte sich wieder nieder, sie las; und Purpur deckte ihre Wangen, und Feuer strahlte aus ihren Augen. „Und waren," rief sie — „waren diese, Julie und ihr Freund, nicht eben so tugendhaft, wie wir, ach! und tausendmal glücklicher!" da war es ausgesprochen, das Wort, das unglückliche Wort. Sie fühlte sich nicht glücklich, wenn er es ihr nicht schriebe, daß er sie liebte, wenn er es ihr nicht sagte. Aber dazu war keine Hoffnung; denn Jakobine hatte Roberten wieder gesprochen, mehrere Male allein, und dennoch, dennoch, — sie begriff es nicht — es wurde unter ihnen kein Wort von Liebe gewechselt.

Der General, ein großer Jäger, fand den Jüngling, der mit einer Büchse umherstreifte. Robert mußte ihn begleiten. Er war ein vortrefflicher Schütze und ein leidenschaftlicher Jäger. Das war das Band, das den General fester an ihn knüpfte, als die vielen Jahre ihn an seine Eltern geknüpft hatten.

Unterwegs fing der General an über Roberts Jagdkenntnisse zu erstaunen. Er kannte das Lager fast von jedem Hirsch. Er kannte genau die Orte im Forst, wo der Wechsel der Hirsche war. Er verstand sich besser, als der ausgelernteste Jäger, auf die Spur. „Der Teufel, lieber junger Freund!" rief der General, Roberts Hand kräftig schüttelnd, und ihn auf die Schulter schlagend — „wir müssen Freunde werden." Robert brachte den General auf den Anstand, er selbst trieb durch Umwege einen Hirsch auf und dem General vorüber. Der General schoß ihn, und über dem todten Thiere wurde die Freundschaft noch fester geschlossen. Der General nahm den Jüngling mit sich nach Hause. Er hatte ihn zu Tisch gebeten.

Jakobine, die im Saal war, erröthete, da auf einmal Robert, von den Bewegungen, von der Erwartung, von Liebe wie Purpur glühend, mit ihrem Vater ins Zimmer trat. „Das ist ein braver Junge, Binchen!" rief der General — „Ein rechter Weidmann! da, frisch, frisch, junger

Mensch, die Jagdtasche ausgekramt! da steht das Fräulein! der gehört Ihr erstes Geschenk!"

Robert zog die Jagdtasche herum. Er gab mit zitternder Hand dem Mädchen ein paar Schnepfen und ein paar Rephüner.

„Binchen, Binchen! Nimm! was stehst du? Schuß auf Schuß, und alles fiel! Wir haben Hunger, hohle uns eine Flasche ächten Rheinwein und kalte Küche, und laß den kleinen Wagen hinausfahren; da liegt ein Hirsch, den der Adonis da mir in den Schuß getrieben hat. — Hallo! braver Weidmann! nun wie stehst du jetzt so blöde? Wer eine Sau nicht fürchtet, muß vor nichts zittern! — hohle Wein! Wo ist die Mutter?"

„Ausgefahren mit der Kusine," sagte Jakobine mit einem freundlichen Tone. Auf einmal schlug ihre Brust so frei, so leicht. Ihr Vater selbst, dessen Leidenschaft für die Jagd sie kannte, führte den Liebhaber ihr zu. Sie sah, wie die beiden Jäger sich noch einmal die Hände schüttelten. Sie flog auf den Flügeln der Liebe und des Glücks. Sie brachte selbst den Wein und kalte Küche, schenkte selbst ein, präsentirte ihrem Vater, und hatte sogar in der Freude den Muth, auch dem Jünglinge ein Glas zu bringen. Der General liebte die Jagd und seine Tochter. Er umarmte sie, er rief: „Sieh, Binchen, so ists recht! so bist du gut! du mußt auch einmal nip-

pen." Sie mußte noch ein Glas hohlen. „Glück auf!" rief der General und stieß mit Robert an.

Jakobine sprang an das Klavier und spielte einen Jagdmarsch. Der Vater war entzückt. Noch mehr aber, da Robert mit ihm aushielt, nicht tropfenweise den Wein ausnippte, sondern trank, „wie ein Jäger!" sagte er — „und wie ein Mann."

Jakobine, die auf einmal alle ihre Wünsche so unvermuthet erfüllt sah, brachte ungeheißen eine neue Flasche, zu des Generals Erstaunen, der sich mit ihrem gezierten Wesen, das sie in der Mutter Gesellschaft annehmen mußte, nicht vertragen konnte.

„Der Teufel! Mädchen! du bist die Tochter eines Weidmanns. — Nicht wahr, braver Junge?" Robert sah den General mit einem sterbenden Blicke an. Aber er trank, wie ein Jäger und Mann. Und es war dem General lieb, daß Robert sich nicht so gut auf die Mädchen verstand, als auf die Jagd.

Jakobine ging ab und zu, und draußen sang sie, wie ein Vögelchen auf dem Zweige, das seinem Bauer entflohn ist. Sie kannte ihren Vater; die Bekanntschaft war gemacht; Robert der Liebling ihres Vaters; es war geschehen, was sie nur wünschen konnte.

Der General ging nun selbst, nach dem Wagen, zu sehen, der das Wild hohlen sollte; und

nun waren die beiden Liebenden allein. Jakobine fühlte eine unbeschreiblich süße Beklemmung ihres Herzens; denn diese ganze Stunde hatte ihre Phantasie so gereizt, und so in Unordnung gebracht, daß sie meinte, Robert würde nun gleich vor ihr nieder sinken, und sagen: „o Jakobine!" Aber Robert stand da an dem Tischchen, seinen Blick auf sein Glas gerichtet, ohne alle Bewegung.

Sie stand fast eben so. Sie wollte ihn verstohlen anblicken, und sie traf eben auf einen Blick, den er auf sie werfen wollte. Sie schlugen beide die Augen wieder nieder. „Jetzt" — hob endlich Jakobine an — fast hätte sie gesagt: „jetzt ist nun alles eingeleitet!" aber sie schwieg und fragte wieder nach einer Pause: „wie kam das denn?"

Robert erzählte unschuldig, wie er den General getroffen hatte, ohne nur die kleinste anspielende Nebenbemerkung zu machen. Er sagte nicht einmal, daß es ihm lieb sey, es wäre so gekommen.

Das Gespräch war wieder abgebrochen, und der General kam wieder. Robert blieb zu Tische. Die beiden Damen kamen zurück. Der General führte ihnen seinen jungen Nimrod vor, und setzte der Kusine seine und Roberts heutige Heldenthaten aus einander. Die Kusine verstand die Kunst besser als Jakobine, die Lippen Roberts zu öffnen. Sie hatte sich nach einer halben Stunde schon seines Tons, seiner Lieblingsge-

sprāche bemächtigt. Jakobine saß am Tisch so ruhig, so wortarm, so gleichgültig, daß ihre Mutter, so wenig als ein Anderer, merkte, welchen Theil sie an der Gegenwart ihres Gastes nahm.

Der General bestellte auf Morgen eine große Jagd. Die Damen sollten dabei sein. Roberts Herz schlug vor Entzücken, Jakobinens auch. Robert ging mit einer Brust voll Glück nach Hause, und Jakobine hüpfte am Abend auf ihrem Schlafzimmer freudig umher, und rief: „Morgen wirds wohl besser gehen!"

Und es konnte nicht besser gehen, als es ging; denn der General nahm — Jakobine hatte es so zu karten gewußt — seine Tochter aus dem Wagen zu sich, um sie mehr in der Nähe bei dem Schauspiel seyn zu lassen. Jakobine schritt muthig neben ihrem Vater und Robert her. „Hier ist der Ort, wo man am besten es sehen kann," sagte Robert — „dort geht alles durch, quer über das Feld, wieder in das Dickigt."

„So bleib dort stehen, Binchen," rief der General — „bleib du bei ihr, Masbach! ich will dort das Wild in Empfang nehmen."

Da standen sie beide, beide im dicksten Gebüsch, eng an einander, verborgen, ohne ein lauschendes Ohr, ohne einen spähenden Blick, den sie fürchten mußten. Jakobine sah ihn an, aber Roberts Blick hing fest an der Stelle, wo das

Wild heraus kommen mußte. Nur ließ er einen Seufzer nach dem andern verstohlen und leise aus seinen schönen Lippen. Jakobine hob an: „Es ist hier —"

„Pst!„ flüsterte Robert leise — „wir stören sie sonst." Auf einmal brach ein Hirsch aus dem Dickigt. „Ach!" sagte Jakobine leise, und faßte, als fürchtete sie sich — oder fürchtete sie sich wirklich? — Roberts Arm, und drängte sich dicht an ihn. Der Hirsch stand und schnob. Da fiel ein Schuß, und fehlte. Der Hirsch stürzte in furchtbaren Sätzen auf den Ort los, wo Jakobine stand und Robert.

„O Gott!" rief Jakobine. Robert legte an, drückte ab, und — fehlte. Wie hätte er treffen können? Er fühlte Jakobinens Busen an seinem Arme, ihr Athem fächelte seine Wange. Das Zeichen zum Aufbruche wurde gegeben. Robert ging mit Jakobinen immer im Gebüsch hin, eine Stunde lang. Aber es ging heute nicht besser mit ihrer Unterhaltung, als gestern. Roberts Auge flammte, seine Hand, die er ihr von Zeit zu Zeit reichte, weil sie bei jedem Maulwurfshaufen nicht allein weiter konnte, zitterte; sein Mund seufzte; seine Brust hob sich. Aber er wagte es kaum, einen Blick auf sie zu werfen. Sie kamen zu den Jägern, sie erreichten den General. Jakobine erzählte ihrem Vater, wie glücklich sie der Anblick der Jagd gemacht hätte.

Sie mischte so oft den Namen von ein Paar Jägern ein, daß ihre Eltern nicht anders denken konnten, als sie wäre bei dem großen Haufen gewesen.

„Nein, das geht so nicht!“ rief sie, die Adamstochter — „War doch Julie tugendhaft, und sie hatte ihm ihre Liebe gestanden. Ach, sie waren so tugendhaft, wie wir, aber unbeschreiblich viel glücklicher. Nein, nein, so geht es nicht! Er geht mit seiner Liebe stumm durch das Leben!“ Sie setzte sich, die junge, schöne Eva, auf ihr Zimmerchen allein, stützte die sinnende Stirn in die Hand, und dachte auf Mittel, eben so glücklich zu werden, als Julie.

Aber sie mußte eilen, eilen; denn ihr Vater hatte beschlossen, am Ende des Mai's wieder in die Garnison zurück zu gehen. Vorsichtig mußte Jakobine seyn; denn ihre Mutter, die Roberten zwar alle Tage Lobreden hielt, hätte Jakobinen nicht ein Wort über Robert erlaubt; und ihre Mutter hatte scharfe Augen und Ohren. Doch die Frucht an dem Baume im Paradiese sah zu lieblich aus. Jakobine wollte glücklich seyn, und die neue Heloise war ein Buch, was sie lehren konnte, wie man es anfangen muß, glücklich zu werden.

Alles geräth in Bewegung.

Schon den ersten Tag, da Robert auf dem Schlosse blieb — — er hatte im Vorübergehen vor seinem Hause Sophronien, die ihm den Morgen schon wohl zehnmal entgegen gegangen war, getroffen, und ihr gesagt, daß er auf dem Schlosse essen würde; Sophronia kam in das Zimmer, und sagte mit dem finstersten Gesichte von der Welt, und mit zur Erde gewendetem Blicke: „Robert ißt auf dem Schlosse!“ — Schon da stand die Großmutter auf; und mit einem Gesichte, auf dem eben so viel Freude, als auf Sophroniens Betrübniß lag, sagte sie: „Auf dem Schlosse? Was mag das bedeuten? Hat er dir denn nicht gesagt, wie? warum? weshalb?“ Sophronia wußte nichts. „Auf dem Schlosse!“ sagte Mama noch recht oft, bis sie endlich den Burschen zurückkommen sah.

Sie lief in die Thüre ihm entgegen. Sie betrachtete ihn mit Wohlgefallen, wie er daher schritt, und er ging auch auf den Flügeln des schönen Tages, den er mit seiner Geliebten zugebracht hatte, und auf dem Flügel der morgenden Hoffnung. Sie rief ihm schon von weiten entgegen: „Robert, wie kam das? wie kam das, Robert?“

Er erzählte sehe einfach. „Und hast du Fräulein Binchen gesehen?“ Er erzählte ein wenig

stockend, mit niedergeschlagenen Augen, aber die Wahrheit; denn die Großmutter hörte nicht eher auf zu fragen, bis sie die kleinsten Umstände heraus hatte.

Sie schlug dankbar die Augen gen Himmel, und sagte: „Nun seh ich den Finger Gottes deutlich.“ Sie streichelte dem Enkel die heiße Wange. „Mein Söhnchen,“ hob sie an — „wenn du klug bist, wie in der Schrift steht, wie die Schlangen, auch ohne falsch, wie die Tauben gegen Fräulein Jakobine, die dir der letzte Artikel im Testament bestimmt hat: so wird Gott dich glücklich machen. Sey recht unterthänig gegen den General, und besonders gegen die Generalin; denn Jakobine ist ein Reichsfräulein, und du — lieber Gott! — bist gar nichts! Lasse dir nichts merken, Robert, als bis du Vater und Mutter und Tochter in der Schlinge hast! Jakobine kannst du es nach und nach merken lassen, daß du sie recht von Herzen liebst. Aber traue ihr nicht zu viel; der Adel hat seine Nücken!

Die Großmutter that sich recht etwas zu gute auf diese Rede an ihren Enkel; wie erstaunte sie nun, da sie ihn auf einmal stolz zurücktreten sah! Er legte die Hand auf das Herz, warf einen Blick zu Boden, dann einen gen Himmel, und sagte dann mit leiser Stimme: „In der Schlinge? O höchster Gott! in der Schlinge! Vater? Mutter? Tochter? auch die? in der Schlinge? O Himmel,

laß mich nicht so verächtlich werden, um das zu denken! es ist vorbei!“ Und mit diesen entscheidenden Worten schritt er über die Schwelle, warf die schwere Jagdtasche ab — denn er kam nicht leer — warf seine Büchse zu Boden, und ging sogleich hinten, ohne auf den Zuruf seiner Großmutter zu hören, zur Thüre hinaus in den Garten. Hier stand er im Dunkel des Tannenwäldchens. Er sah auf einmal den Abgrund der Schande, auf den er zuging. Er hatte an das Mißverhältniß des Standes noch nicht gedacht. Itzt sah er sich auf einmal von Jakobinen auf ewig geschieden. „So lebe wohl!“ rief er — „auf ewig lebe wohl!“ Er breitete die Arme aus, und Sophronia sank in die offnen Arme, und fragte finster: „du willst mich verlassen?“

Er schlug seine Arme um das Mädchen, nur die Seele auf seinen Schmerz haftend, nicht auf die Gegenwart, und legte sein Haupt auf ihre Schulter. Dann ließ er sie fahren. Sie fragte noch einmal: „Mich willst du verlassen?“ Er sagte kalt: „Ich meinte nicht dich, Sophronia!“ Er kreuzte beide Arme über die Brust, und ging tiefer in das Wäldchen. Sophronia sah ihm mit kaltem Schmerze nach. Sie blieb auf ihrem Platze, wie fest gewachsen, stehen.

Ihr fiel Jakobine ein! sie legte beide gefaltene Hände auf ihr Herz, das schmerzlich schlug. Sie sah die Wahrheit nicht; aber sie ahnte sie.

und sie begriff nicht, wie das sie schmerzen konnte, und doch fühlte sie einen erstarrenden Schmerz in ihrem Herzen. Sie nannte es Mitleiden; aber es war ihr doch seltsam, daß sie nur mit Widerwillen an das Fräulein Walen denken konnte. „Sie ist — eine Unwürdige!“ sagte sie, um ihrem Widerwillen eine Ursach zu geben — „Eine Unwürdige! — O, sagte nicht die Mutter von ihr,“ setzte sie leise hinzu — „sie wäre gut und edel?“

Sie wendete sich in einen andern Theil der Tannen, um zu weinen, sie wußte nicht worüber.

Auf dem Schlosse war alle Welt von Robert entzückt. Die Kusine, eine Frau von Geber, eine Wittwe von vier und zwanzig Jahren, konnte nicht aufhören, gegen den General die Verdienste des jungen Jägers zu erheben. Die Generalin fand ihn gar nicht übel. Jakobinens Herz flog den Tanz der Sphären; denn sie wußte, sie war die einzige, die er liebte. Sie lächelte mitleidig über das Lob der Frau von Geber.

Bernhard, der nun auch erfuhr, daß morgen Robert wieder auf dem Schlosse seyn sollte, verglich damit den Triumph der Mama, den sie nicht verbergen konnte. Er hörte ihre Anspielungen auf den letzten Artikel recht gut, und lächelte und sagte: „Es ist gut, daß die Feindschaft aufhört!“ Jakobine schien ihm ein Mittel zu seyn, den Einfluß, den Sophronia täglich über Robert gewann, zu schwächen. Kurz, der

erste Februar hatte aller Herzen, nur Annens stilles Herz nicht, in Bewegung gebracht. Ein jeder machte sein kleines Plänchen, und jeder suchte es, so gut als möglich, in den Gang zu bringen.

Robert allein stand großmüthig in ihrer Mitte, entschlossen, seinem Glücke zu entsagen; neben ihm Sophronia, mit der Seele voll Schmerz, bereit, jedes Opfer zu bringen, das Roberts Freundschaft von ihr fordern würde. Die Andern hatten nur Wünsche zu erfüllen. Alles, alles, war in Bewegung: Herz, Phantasie, List, Liebe, Eifersucht, Buhlerei, Hochmuth, Schmerz, Freude, Großmuth und Tugend. Und Keiner wußte etwas von dem Andern; jeder bedeckte seine Leidenschaft mit einem ruhigen Gesichte, und mit einer Maske von Tugend.

Man greift an.

Jakobine mußte sich am Abend gestehen, daß Robert tausendmal furchtsamer sey, als Juliens Geliebter, oder daß sie viel ungeschickter wäre als Julie. Sie war stundenlang mit Robert im Gebüsche allein gewesen; Niemand hatte sie beobachtet, und sie hatten nicht zehn Worte gewechselt. Sie war geliebt! das fühlte sie mit dem höchsten Triumphe ihres Herzens; an dem Zittern seiner Hand hatte sie es gefühlt, die er ihr

reichte, wenn sie über einen kleinen Graben oder Hügel, oder durch ein Gebüsch mußte. Sie hatte ja alles mögliche gethan, um ihn kühner zu machen. So freundlich hatte sie noch nie einen jungen Menschen angesehen, als ihn. Sie hatte sich im Gehen an ihn gelehnt, so viel, so eng, als es die weibliche Schüchternheit nur erlaubt hatte. Aber er hatte — er — er — hatte sie ja immer auf dem kürzesten Wege wieder zur Gesellschaft geführt. Er war es ja, der immer den Ausweg aus dem verhüllenden Gebüsch fand. Sie schüttelte den Kopf über ihn; denn mehr konnte sie nicht thun, und das Glück konnte ihnen unmöglich eine bessere Gelegenheit wieder geben. Sie wollte gern die Julie ganz spielen. Aber sie sah sich gezwungen, mehr zu thun als Julie.

Hätte ihre Mutter wohl ahnen können, daß Jakobine es war, die ohne das unschuldige Auge vom Boden zu heben, mit einem Paar kalten gleichgültigen Worten, die sie von ihrer Jungfer gehört hatte, die Kusine dahin brachte, einen Besuch im Masbachschen Hause abzulegen. „In der That," sagte die Kusine — „die Sophronia hat mich in einem so hohen Grade interessirt" — hier pfiff der General so, als ob er den Spürhund wieder auf die Spur bringen wollte, die der listige Hirsch ungewiß gemacht hat — „so interessirt" fuhr sie ein wenig erröthend fort — „daß ich doch sehen will, was an dem Mäd-

chen ist! — Wollen Sie mit, Jakobine? Auf dem Lande darf man nicht viel unter der Gesellschaft wählen."

Jakobine sah aus, als besönne sie sich, und griff einen Vorwand aus der Luft, um nein zu sagen. Die Mutter befahl ihr, mit zu gehen, und Jakobine maulte ein wenig. Kurz, die Bekanntschaft wurde angeknüpft, und ein wenig wärmer, als man denken sollte, zwischen zwei Häusern, zwischen denen ein erster Februar besteht. Die Kusine fand Sophronien wunderbar interessirt, Roberts Mutter himmlisch weiblich und sanft, den Alten sogar originel, die Mama, welche der jungen Frau nicht von den Fersen ging, ein wenig lästig aber doch brav und gut. Robert war der einzige, von dem sie wenig sagte.

Die Kusine hatte die dunkelflammenden Blicke recht gut bemerkt, die Robert auf Jakobine warf. Sogleich richtete sie auch ihr Auge auf Jakobine, voll des Verdachtes, daß das junge Paar sich wohl gar verstehen könnte. Aber Jakobine, die recht gut wußte, in welcher Gefahr ihre Liebe war, wenn ein Mensch, außer Robert, etwas merkte, hatte die Stelle in der Heloise recht aufmerksam gelesen, wo der Geliebte sich über ihr air sérieux, froid, glacé beklagt, das sie immer annähme, wenn sie mit ihm allein wäre. Sie hatte aufmerksam alle Stellen gelesen,

worin die Rede war, wie man die Leidenschaft verbergen müßte. Sie wollte mit Julien wetteifern. Sie wollte dem Jüngling nicht den Anblick ihres Herzens entziehen, aber der ganzen übrigen Welt, besonders der Kusine, die sie von Zeit zu Zeit auch auf Blicken ertappte, die nicht viel ruhiger waren als Roberts Blicke. Jakobine, von Liebe, Eitelkeit, Furcht und Instinkt getrieben, spielte ihre erste Rolle so natürlich, sie sah der Kusine fast gähnend in die Augen, dehnte sich so langsam, als hätte sie die größte Langeweile. Aber sie wußte jedesmal, da sie mit Robert zusammen war, eine Viertelstunde zu stehlen, wo sie allein mit ihm war. Doch das arme Mädchen mußte jedesmal hinzusetzen: „Julie war nicht tugendhafter, aber viel glücklicher als ich!“

Robert ging mit dem General auf die Jagd, plauderte mit der Kusine am Theetisch, wenn er von der Jagd kam, und langweilte sich, bat den Himmel, Jakobine möchte nicht kommen, und wünschte es dennoch heimlich. Aber er hatte sich geschworen, eher sein Leben hinzugeben, als Jakobinen zu sagen, daß er sie liebe, obgleich er zuweilen — ach, und dann, dann berührte er mit seiner Stirn die Sterne — zweifelnd glaubte, daß Jakobine — nicht ganz gleichgültig gegen ihn war, daß sie — denn wie wäre es sonst gekommen, daß sie allemal, wenn er ging oder kam,

aus einer Thüre ihm fast immer in die Arme stürzte, dann mit einem Gesichte, voll der süßesten Freundlichkeit sagte, mit einem beklemmten Tone, erröthend, und mit pochender Brust: „Ach, das sind Sie, lieber Masbach? — Wie kam es sonst, daß sie, wenn ihre Eltern irgendwo in der Nachbarschaft waren, daß sie dann — und hielt ihn der heimlichste Ort des Parks verborgen — daß sie ihn aufzufinden wußte mit Sophronien, oder allein, und immer unter einem schicklichen Vorwande?

Er hätte das nie einem andern Mädchen verzeihen können; aber dieser Gedanke war für ihn Homers goldenes Traumreich. Tausend süße Träume voll zauberischen Glücks stiegen aus diesem Gedanken, einer immer schöner als der andere, hervor, und beglückten ihn wachend und träumend. „Es ist kein Traum, kein Irrthum!“ rief er zuweilen; denn Jakobine saß neben ihm, sie hob langsam das Augenlied mit der schönen, langen, seidnen Wimper in die Höh, heftete den Blick, den stillen Blick kummervoll auf ihn, sah dann gen Himmel, und schlug die Augen wieder nieder. Dann hob sich langsam, und in langem Wallen der Busen, und leise entfloh ein Seufzer den schönen Lippen. Kam Sophronia dazu, oder ein Anderer: so scherzte Jakobine, sie war ein Kind, ein leichtsinniges Kind, das umher hüpfte, lachte, ernst war, ohne zu wissen wa-

rum. Und dennoch heftete sich zwischen dem Spiel und Scherz ihr Auge nachdenkend auf ihn. In seiner Brust bebte bald der Himmel, tobte bald die Verzweiflung, daß er dem Glück entsagen sollte. Doch entsagte er. — Er schwieg, er fing an sogar zuweilen eine Viertelstunde da weg zu bleiben, wo er wußte, daß sie war. Denn schon längst hatten sie beide die stumme Sprache der Liebe gelernt, die sich durch Blicke, durch einzelne Worte, durch Anspielungen so verständlich macht.

Robert wußte genau, wenn Jakobinens Mutter und die Kusine beschäftigt waren, und er redete davon nicht ein Wort mit dem Mädchen. Er wußte, wo Jakobine den Tag, jede Stunde über zu finden war. Sie sagte ihm das mit eben der Leichtigkeit in Gegenwart ihrer Mutter und der Kusine, als wenn sie mit ihm allein gewesen wäre. Und sah sie nicht ihn: so sah sie die Großmutter, und — Jakobine kannte alle kleine Listen der Liebe. Es entging ihren Blicken nichts; selbst nicht, was sie immer mehr, und zu ihrem grösten Erstaunen sah, daß die Kusine wohl gern ihre Rolle gespielt hätte; nicht, daß Sophronia — und das sah sie mit Schrecken — Roberten auch liebte.

Aber die Schwierigkeiten nahmen Jakobinen den Muth nicht. Sie sah nur auf ihrem Wege Triumphe vor sich, Triumphe, welche sogar die Tugend billigte, und welche die Eitelkeit, ihr Herz

und ihre Empfindlichkeit wünschte. Es war ihr schon lange höchst zuwider gewesen, daß ihre Mutter sie noch immer als ein Kind behandelte, noch immer, noch jetzt, da in ihrer Seele schon eine ganze Welt, eine neue Welt voll großer Pläne, voll hoher Empfindungen aufgegangen war. Schon dieser Gedanke wäre ein hinlänglicher Sporn gewesen, triumphirend ihren Weg fortzugehen. Aber was sie am meisten ärgerte, war, daß ihre Mutter beständig von ihr sagte: es fehle ihr an Savoir-faire. Die Furcht machte freilich, daß sie sich oft in Gegenwart ihrer Mutter links benahm. Die Mutter schüttelte den Kopf, und sagte dann, sie verlachend: „Sie ist noch vielmehr Kind als ich sie nenne!“

Jakobine konnte nun den großen Triumph, vielleicht, für den Eiteln, den größten, haben, ihre Mutter zu überlisten, die ihr so wenig zutraute. Und dieses Ueberlisten ging so gut, daß Jakobine von Triumph zu Triumph, von Kühnheit zu Kühnheit stieg, aus ihrer Intrige eine Kunst machte, ordentlich darauf studirte, um sich das Ansehen der Unbetroffenheit, der kindischen Unschuld zu geben. Sie war jetzt kindischer als je, das kleine Ding, und sie wagte es sogar, ihr Wesen zu vertheidigen.

Aber diese Schattenseite Jakobinens war von der Lichtseite ganz abgewendet. Ihre List hatte mit ihrer Liebe nichts, gar nichts zu thun.

Die Mutter hatte der Tochter diese Waffen aufgezwungen. Es war Nothwehr. Hier war sie bloß das reiche Fräulein, des Generals Tochter, die ihre Rechte gegen einen mächtigen Feind mit den Waffen ihres Geschlechts, ihres Standes, ihrer Erziehung in der großen Welt, vertheidigte. Das Mädchen Jakobine, war ein ganz anderes Wesen. Die Geliebte Roberts war ein heiliges Geschöpf, das neben Robert keine List kannte, an der Hand der Natur den schnur geraden Weg der Liebe ging, keine andere Waffen führte, als die gerechten Waffen, welche die Natur, die Weiblichkeit, das Geschlecht und die Liebe geben. Sie war nur eine Schauspielerin, wenn ihre Mutter, wenn die Kusine zugegen waren. Ihr Niederschlagen, wie ihr Aufheben des schönen Auges, ihr trüber Blick, ihre Seufzer, alles, womit sie Roberts Herz bestürmte, womit sie seine Seele beglückte und verwundete, war Wahrheit.

Sogar gegen Sophronien, gegen ihre Nebenbuhlerin, war sie wahr. Sie kämpfte mit ihr muthig um Roberts Herz. Sie sah, daß Sophronia Roberten liebte. Das sah jedes Auge; das konnte Niemand abläugnen. Sie sah, daß Robert Sophronien von ganzem Herzen ergeben war. Hätte sie nicht Roberts Briefe und Gedichte gehabt: sie hätte noch mehr geglaubt. Sie wußte, daß Robert beschlossen hatte, stumm zu seyn. Sie fürchtete Roberts

Unbeständigkeit nicht. Aber — aber — die Kleine, die jetzt mehr als je horchte, ausfragte und forschte, hörte zu ihrem Erstaunen, daß ihr Vater, ihre Mutter und die Kusine an die Ewigkeit der Liebe gar nicht glaubten, daß sie recht oft sagten: daß nichts schneller zu Ende gehe, als eine befriedigte, oder eine hoffnungslose Liebe. In Masbachs Hause hörte sie zwar das Gegentheil sagen, und sah bei Annen und Reinholden das Gegentheil; aber der alte Bernhard, dem sie Alle den Preis der größten Menschenkenntniß im Hause ließen, philosophirte doch auch zuweilen über die Liebe, und er sagte fast so, wie man in ihrem Hause sprach.

Das machte denn die Kleine irre. Genug, ohne daß ihr Herz sie noch dazu trieb, sie fühlte, sie mußte der Liebe Roberts eine Zunge geben; sie mußte Sophronien zuvorkommen, die, wenn sie selbst mit ihren Eltern wieder in die Hauptstadt zurückgieng, Zeit hatte, sie um alle ihre Triumphe, und um ihr Glück zu bringen.

Die Zeit rückte heran. Der Mai kam; er verfloß; der Vater bestimmte den Tag der Abreise. Die Jagd war zu Ende. Die Kusine, auf welche die Generalin jetzt zuweilen lächelnde Blicke warf, die fast aussahen wie Spott, trieb zur Abreise. Jakobine hatte noch einige Tage Zeit. Robert vermied sie nicht mehr, er sah sie mit sterbenden Blicken an. Er sagte seufzend: „nun

reisen Sie bald!“ aber er schwieg. Und sie, sie — das sah sie — sie mußte reden, sonst ging alles verloren.

Heloise.

Jakobine mußte reden; aber wie? auf welche Weise? das war die Schwierigkeit. Von allem, was sie gelesen, hatte sich nichts so tief in ihre Seele gedrückt, als der Brief, den die Kusine vorlas mit so schöner Stimme, mit so vielem Gefühl. Sie durfte das Wort Bosket nicht nennen hören: so dachte sie an Juliens Bosket. In allen ihren Träumen, was sie alles mit Roberten machen wollte, wenn er ihr seine Liebe gestanden hätte, spielte diese Szene in Juliens Bosket eine große Rolle.

Sie hatte im Garten einen Ort nach ihrer Phantasie von dem Gärtner zurecht machen lassen, den sie ihr Bosket nannte. Es war in der That ein lieblicher, heimlicher Ort, ein Heiligthum der Liebe, und ein schönes Denkmal eines einfachen, kindlichen, reinen, liebenden Herzens; denn das hatte sie, wenn sie sich selbst überlassen war. Im Schatten von vier alten hohen Büchen lag ihr Bosket. Ein schmaler Fußsteig führte in ein Gebüsch von Holunder, Jasmin, rothblühenden Akazien und wilden Rosen von allen Farben

im labyrinthischen Gange, und endigte zuletzt in einer wilden natürlichen, dichten, undurchsichtigen Laube von wildem Wein und Lizium. Aus dem Gebüsch brach ein schäumender Bach, rieselte längs dem Wege und verlor sich in ein Blumenbeet.

Hieher ging sie, wenn sie ungestört seine Gedichte lesen, wenn sie an ihn denken wollte. Hieher trug sie Futter für die nistenden Vögel und für die Nachtigallen, die im dichten Gebüsch ihre süßen Lieder girrten.

„Welch ein kleinlicher, kindischer Geschmack!“ sagte die Mutter, ein wenig spöttisch, wie sie das erste und das letztemal Binchens Bosket sah. — „Wie beschränkt! wie enge! wie klein!“ Ach, wußte die Frau nicht einmal aus ihrer Jugend, daß das Heiligthum der Liebe allemal enge und klein ist? das Bosket kannte Robert recht gut. Hier saß er, wo sie gesessen hatte. Hier fand er die Blumen, die sie an ihrem Busen getragen hatte, als ob sie für ihn dahin gelegt wären. Hieher trug er — das einzige, weil er es heimlich thun konnte — alle Tage ein Paar schöne Blumen, und legte sie für Jakobinens Blumen auf die Bank hin, und freute sich seiner verborgenen List; denn Jakobine trug seine Blumen jeden Tag.

Wenn sie sich näherte — und sie dachte alle Tage daran, ihn hier zu überraschen: — so ent-

floh er durch das Gebüsch, das sie nicht so eng zusammen flechten konnte, um ihm einen Ausweg zu versagen. Hier fand er, ein paar Tage vor Walens Abreise, in einer Akazie ein R geschnitten. Seine Wange glühte, sein Auge flammte, seine Brust war voll von einer tobenden Seeligkeit. Aber er hatte nicht das Herz, ihren Namen in den Baum zu graben, obwohl er fast gewiß war, sie hatte den Buchstaben gezeichnet. Er zeichnete nur ein J spielend auf den Boden, und entfloh, da sie sich näherte, ohne daß er ihn weglöschen konnte.

O welches Glück kann diese leichten Spiele der ersten Liebe ersetzen? was wiegt die Seeligkeit auf, wenn eine zitternde Hand eine Blume für die Geliebte irgendwo hingelegt, und das suchende Auge sie findet, und die zitternde Hand sie aufhebt und an die heißen Lippen sie drückt, um den Kuß herab zu trinken, den vielleicht! gewiß! die Lippe des Geliebten hinein gedrückt hat? O ihr theuren Träume des jungen Herzens, warum dauern Eure schuldlosen Freuden nicht ewig?

Sie fand ihren Namenszug auf dem Boden. Sie schlang den seinigen durch ihren, betrachtete beide verschlungene Namen mit stiller, sehnsüchtiger Freude, legte ihre Blumen, die sie am Busen trug, darauf, und verließ den geheimen Sitz ihrer Liebe wieder, nachdem sie gesagt hatte: „Nun, nun habe ich zu ihm geredet!“

Was sie vermuthet hatte, geschah. Robert kam zurück. Er sah ihren Namen mit dem seinigen vereinigt. Er erstarrte. Was wollte sie damit sagen? Er konnte es nicht glauben, daß sie — und doch hatte er sie gesehen. Sie war es gewesen. Er war geliebt. Er nahm die Blumen auf. Er verbarg sie, wie einen unschätzbaren Edelstein. Er ging zurück nach einer süßen Träumerei. Jakobine begegnete ihm im letzten Gange. Sie warf einen Blick auf die Fenster des Schlosses. Hier war sie sicher, daß man sie nicht sehen konnte. Sie sah an seinen funkelnden Augen, daß er den Namen gesehen hatte, sie sah ihre Blumen. Sie wußte es gewiß; ihr Herz fing an zu pochen. Nun mußte er reden, — und Robert schwieg! Er ging seufzend von ihr.

„Ach!" seufzte sie, ihm nachsehend, und die Hand auf ihr Herz legend — „nein, er liebt mich nicht! Oder er ist nicht großmüthig! Nein! nein! O Robert! Robert, ich liebe mehr als du! ich bin treuer als du! du konntest schweigen; ja! nur jetzt nicht mehr! jetzt nicht! denn deine Jakobine hat geredet. O du verstehst mein Herz nicht, oder du fühlst nicht, wie ein edler Mensch! Jetzt darfst du nicht mehr schweigen!"

Sie hatte Recht, o sie hatte Recht! Die Natur preßte ihrem Herzen diese Klage aus. Aber Robert war nicht ungroßmüthig. Als er sie sah, da wollte er sich ihr zu Füßen werfen, da

wollte er ihr sagen, daß er sie unaussprechlich liebe. Aber da stand wieder die keusche, edle, fromme Mädchengestalt, der keine Begierde sich nähern konnte. Die Schaam hatte ja jetzt schon ihre Wange in ihr keusches Feuer getaucht; die weibliche Tugend hatte ja schon ihren Blick mit dem schützenden Augenliede bedeckt. Wie konnte er denn reden? Unmöglich! o unmöglich! Sie sieht es ja, daß ich sie ewig liebe, und das ist ja mir genug, und ihr — der frommen Heiligen — zu viel.

Sie gingen beide trostlos aus einander. Jakobine schwankte, kämpfte, stritt, war entschlossen, zweifelte wieder, sprang muthig auf, und setzte sich furchtsam wieder, erröthete vor Schaam und dann vor Muth, ihr Bosket mit einer Erklärung ihrer Liebe zu heiligen. Und die gefürchtete Abreise rückte immer näher. Sie war entschlossen, ihn in ihrem Bosket, und morgen zu überraschen. Morgen! denn ihre Eltern fuhren aus, um in der Nachbarschaft Abschied zu nehmen. Sie wußte schon, daß sie nicht mitgenommen wurde.

Sie war entschlossen, entschlossen, so viel ihr Herz sich auch weigerte, sie war dennoch entschlossen, dennoch in dem Bosket mit ihm Juliens Szene des ersten Kusses zu spielen.

Sie fing ihre Sache klug genug an. Sie sagte im Vorübergehen zu Robert ganz unschuldig:

„Morgen bin ich nicht hier, und übermorgen reisen wir ab. Ich vertraue Ihnen unterdeß mein Bosket, was mir, ach! so theuer geworden ist!“

Er bückte sich, und sie wußte gewiß, Robert würde morgen ganz gewiß seine Wohnung in ihrem Bosket aufschlagen, wie er that, wenn sie nicht da war.

Am andern Morgen sah Robert Walens Wagen über den Hügel wegfahren. Er glaubte, Jakobine zu sehen, die sich aus dem Fenster des Wagens lehnte. Es war die Kusine, mit einem Schleier vor dem Gesicht.

Trauernd gieng er nach Hause. Er nahm seine Flöte und ging. — „Wohin gehst du?“ fragte Sophronia traurig. Sie sind ja auf dem Schlosse nicht hier heute.“

Robert sah Sophronien traurig an: „Ich will — o laß mich, gute Sophronia, heute noch! Ich will heute einmal — ich habe lange nicht — Sieh, mir liegts heute, wie eine Welt auf der Seele! mir ist nicht wohl, als wenn ich allein bin!“

„So ist mirs auch,“ sagte Sophronia langsam, seine Hand haltend — „allein! ja allein! mir ist darum so wohl allein, warum es dir allein so wohl ist; und doch wäre mir wohler, wenn dir nicht wohl wäre! Nun so geh allein!“

Robert sah Sophronien an; er dachte

nicht daran, das Räthsel, was sie sagte, zu errathen. Er wollte seine Hand losziehen.

„Ist es denn so eilig?“ fragte Sophronia — „so sehr eilig? Kannst du denn nicht einmal eine deiner ohnehin einsamen Minuten mir geben? Sieh, ich wäre schon glücklich, wenn du nur langsam und unmerklich wolltest deine Hand aus meiner ziehen; wenn du mich nur einmal anschautest, wenn ich mit dir spräche; wenn deine Seele, während ich dich hier halte, nur nicht schon dort wäre, wohin du so eilst. Was für ein Lied willst du blasen? O Robert, ich wünschte nur, daß ein Ton, Einer nur, aus der ganzen Flöte für mich tönte, und wäre es auch ein recht klagender, ein Unglück weißagender Ton! O mußt du denn fort, und fort? O, immer fort, Robert?“ Die Thränen traten ihr bei diesen Worten in die Augen.

„Ich will hier bei dir bleiben, liebe Sophronia, wenn du es gerne siehst,“ sagte Robert mitleidig — „Ich liebe dich!“

„Wenn ich es gern sähe? — O Robert — das ist das Wort nicht! gern sähe? doch geh nur, geh nur! Geh nur, im Ernst, lieber Robert! Ich will doch lieber, daß dir wohl ist, als mir. Wir wollen beide trauren, nicht wahr? O Robert, bist du denn nicht glücklicher, als ich?“

Hier legte er, um dem Mädchen die nassen Augen zu verbergen, und überrascht von einer un-

endlich wehmüthigen Empfindung, sein Haupt auf Sophroniens Schulter, sie ihr's auf seine. Sie hielten sich umarmt, und beide schluchzten.

Sie richtete sich empor. „Ach Robert, du bist doch gut, doch mitleidig! O geh nur, geh nur, und blas einmal, wenn du nach Hause, an uns denkst, das Lied, das deine Mutter so liebt:

Warum sind der Thränen,
Unterm Mond so viel!

Hörst du?“

Sie wendete sich ab, und ging. Robert stand stumm, und lange auf seiner Stelle, ohne zu gehen. Endlich ging er doch, aber langsam, und oft nach Sophronien zurücksehend. Er ging in Jakobinens Bosket. Ach, das wußte die traurende Sophronia sehr wohl, daß er dahin ging!

Jakobine, jetzt wieder hin und hergeworfen, von Entschluß und Schaam, war schon im Park, aber in einer Gegend, wo sie nicht gesehen werden konnte; denn sie wollte ihn durchaus heute überraschen. Sie sah hinter ihrer dichten Hecke hervor den Jüngling kommen, das Haupt auf die Brust hängend, die Blicke an den Boden geheftet. Er schlich sich in ihr Bosket. Er fand ihre Blumen, die sie ihm dahin gelegt hatte. Er küßte sie tausendmal, und ihr Entschluß wurde jetzt felsenfest, ihm zu sagen, daß sie ihn liebe.

Aber sie scheute nur noch immer. Da nahm er die Flöte hervor, und spielte eine höchst einfache Trauermelodie, einigemale; dann sang er. Singen hatte sie ihn noch nicht gehört. Sie hätte ihn jetzt geliebt, da sie die schöne Stimme, den Gesang voll Empfindung und Liebe hörte: hätte sie ihn auch bisher noch nicht geliebt. Ihr Herz schwebte auf seinem Gesange. Aber wie wurde ihr, da sie die Worte hörte, die schönen Worte der Liebe, und da sie die Zweige auseinander bog, um ihn desto besser zu sehen!

Er sang:

Plus ne verrai,
C'est pour la vie,
Plus n'entendrai
Ma douce amie.

Diese vier Zeilen sang er mit zum Himmel gerichtetem Auge, ohne eine Bewegung zu machen; dann schlug er sein Auge in das Bosket, und hob wieder an:

Tant doux boccage
Qu'elle enchantait —
Joli rivage,
Où son image,
Se répétait,
Vous perirez.

Hier machte er eine lange Pause; er wischte sich ein Paar Mal über die Augen. Und Jakobine konnte kaum ihr Schluchzen zurückhalten.

Dann hob er noch trauriger an, und leiser.

Adieu Zephire!
Bientôt la mort
Va me conduire
Au sombre bord,
Que je désire.

Hier verhüllte er das Auge mit der Hand; dann hob er die Hand empor gegen die Laube, und sang mit den rührendsten Tönen, und mit funkelnden sehnsüchtigen Augen:

Et toi berceau!
Retraite sombre,
Prètez votre ombre,
A mon tombeau!

Länger hielt es Jakobine nicht aus. Er breitete die Arme aus, um die Laube zu umfassen, die das Heiligthum seiner Liebe und seiner Geliebten war, und er umfaßte Jakobine, die sich in seine offnen Armen stürzte. Julie war vergessen, das Bosket, die schön einstudierte Szene, die Worte, die sie aus zehn Briefen Juliens zusammen gelesen hatte. Sie sank, außer sich vor Liebe, vor Zärtlichkeit, vor süßem Schmerz, vor unendlicher Sehnsucht, in seine Arme; sie drückte ihren warmen Rosenmund auf seinen; und so, in seinen Armen — von Liebe, Schmerz, Wehmuth, und den erhabensten und gewaltsamsten Empfindungen überwältigt, sank sie an seinen Lippen in Ohnmacht.

Er hielt sie, selbst taumelnd unter der süßen Last, erstarrt vor Schrecken, ohne eine Bewegung, in seinen Armen. Ihr Haupt ruhte an seiner Brust. Das erblaßte Gesicht wurde von seinen Thränen benetzt. Er betrachtete sie mit stillem Jammer. Da kehrte eine feine Röthe wieder auf ihre Wange zurück und auf die Lippen. Das Auge öffnete sich wieder, und nun, da sie sich in seinen Armen sah, an seine Brust gedrückt, da überflog die Farbe der Liebe das blasse Gesicht. Sie lächelte ihm zu, aus dessen Augen Thränen tropften, mit einem holdseligen Lächein; und mitten aus diesem holdseligen Lächeln der Lippen floß leise das noch holdseligere Wort: „o Geliebter!" hervor.

Bis jetzt hatte Robert noch nicht gewußt, war es ein Zufall, oder was war es, das ihm Jakobinen in die Arme geworfen hatte. Das Wort Geliebter! was ihre holdseligen Lippen leise lispelten, wobei sie beide Arme um seinen Nacken schlang, und ihn fest an ihren Busen drückte, das Wort goß auf einmal des Himmels reine Seeligkeit über sein Herz.

„Jakobine!" sagte er, sie starr, aber mit immer hellern Blicken betrachtend — „ist das ein Traum? wo bin ich?"

„In den Armen deiner Geliebten! an dem Herzen deiner treuen Geliebten! deiner Jakobine! — O nun, nun," fuhr sie freundlich plaudernd

fort — „nun sag' es mir, und nicht mehr den Sternen, daß du mich liebst! Von nun an wird dir der Herold des Frühlings auch der Herold deiner Geliebten seyn."

Er erstaunte immer mehr, da sie ihm seine Gedanken sagte. Es wurde ihm immer räthselhafter. In seiner Brust arbeitete sich ein Schmerz empor; aber wenn er wieder in das funkelnde Auge der Geliebten sah, in das schöne Gesicht, das hinten über gelehnt zu ihm aufsah: so vergaß er alles andre. In dem Kranze seiner Arme hielt er seine Welt, sein Leben, sein Glück.

„Jakobine! Jakobine!" mehr als dieses Wort wagte er nicht zu sagen. Er hätte, für ihren Besitz selbst, sie nicht Du nennen können, wie sie ihn nannte. Jakobine war auf diese Stunde schon seit drei Monaten vorbereitet. Sie war, wie der erste heftige Eindruck der Leidenschaft vorüber war, auf bekanntem Boden. Er war in einer fremden Welt voll Zauberei, wo jeder Schritt ihn überraschte, in einer Welt, von der er gar nichts kannte. „Wie ist das denn? fragte er wieder mit nachsinnendem Blick. „Aber," rief er auf einmal mit blitzenden Augen, mit zitternder Stimme, und warf sich ihr zu Füßen, und drückte ihre beiden Hände, die er gefaßt hatte, an seinen Mund, an seine Augen — „aber ich will nicht fragen! Ist es ein Traum: o so ende er nie, so sey sein Ende mein Tod! Ist es Wahr=

heit: o so sey mir gesegnet, schöne, ungehoffte Wahrheit! O ihr himmlischen Mächte, so laßt mich noch einmal von diesen Lippen das Wort Geliebter hören, und laßt das zu selige Herz dann still stehen! — O Jakobine! Was hat das Glück mir nun noch zu bieten? Was die Natur? Was der Ruhm? Was die Erde? Was der Himmel? O alles, alles, ihre reichsten Schätze sind arm gegen den Druck dieser Hand, gegen das Lächeln dieser Lippen, gegen den Blick der Liebe in dem Auge meiner — ach! meiner — Geliebten! Gegen, gegen — o Himmel! Himmel und Seligkeit! was wag' ich zu denken! was will ich wünschen! — "

Hier näherte sich Jakobinens lächelnde Lippe seinem Munde. Er erblaßte, er zitterte. Sie drückte ihren Mund sanft auf seinen, dann stärker und brennender.

Hier sprang er auf. Er umfaßte sie mit einem Arme, und die rechte Hand streckte er drohend gegen das Schloß aus, und rief hier zum erstenmale: „meine Jakobine! Wer will sie mir rauben? Wer? Sie ist mein! du bist mein! mein! du! du! O die ich anbetete seit meiner Kindheit! Ein Engel, der Himmel hat das Band gewunden, das uns zu Einem Wesen macht. Nicht dein Reiz, Jakobine, obwohl er die Natur arm gegen dich macht, nicht diese Gestalt, obwohl die Könige ihre Majestät von ihr borgen

könnten; nein, nicht diese Schönheit, nicht dieses Lächeln, dieser Stirne Hoheit, nicht dieser himmlischen Lippen Feuerküsse haben mich so berauscht! Nein, ein Engel band unsre Seelen zusammen, ehe sie unsre Körper belebten. Nicht deiner Stimme süßer Zauberton, obgleich sie den ehernen, unerbittlichen Himmel, wenn sie betete, sprengen müßte, obgleich sie den Tod aus dem Grabe ins Leben zurück rufen müßte! Nein! nein! wir sind mit festern Banden gebunden!"

Hier schlug sie die Arme um ihn, sie drückte ihn aufs neue mit den allerfestesten Banden, mit dem Liebes-Zauberkreise ihrer Arme, an die jugendliche, volle Brust, an die seufzenden Lippen.

„O! o, Jakobine, so laß uns sterben! O laß uns sterben! Wir haben des Lebens Lust ausgenossen, den Becher der Erdenfreuden ausgetrunken. Was kann mir denn die Freude, die Jugend noch geben? O deine Brust, Jakobine, o dieses Ruhen, dieses Sterben an deinem Herzen hat die Quellen meiner Jugend erschöpft! Laß mich so sterben, Jakobine!"

Es dauerte lang, ehe Jakobine ihn aus dieser Trunkenheit seiner Sinne bringen konnte. Endlich wurde er ruhiger. Er setzte sich neben sie. Er bat sie nun selbst um die Auflösung des Räthsels."

„Hier" sagte Jakobine mit Erröthen — „trage ich schon lange das Geständniß deiner zar-

ten Liebe, Robert." Sie wendete sich einen Moment ab, und zeigte ihm dann seine eigenen Gedichte an sie. Robert sah aus Jakobinens Erzählung wohl, daß seine Großmutter mit im Spiel war. Aber er war jetzt so glücklich, daß er ihr gedankt hätte für die kleine Betrügerei, die sie begangen hatte, um ihn glücklich zu machen.

Jakobine kam endlich auf ihre Eltern, auf die Kusine. Hier lag er in Flammen, die ärger brannten, als die Flammen der Hölle, in den Flammen der Schande, daß man ihn verachte: obwohl Jakobine sich so zart als möglich darüber ausdrückte. Er mußte doch hören, daß Jakobinens Eltern ihm nie ihre Hand geben würden. Jakobine mußte ihn doch bitten, ja ihr Geheimniß gegen jeden Menschen zu verschweigen, weil er, wenn ihr Vater es erführe, verloren wäre. Tief, tief hing sein mit Schande beladenes Haupt auf den Busen herab. Ihm fielen die Schlingen seiner Großmutter wieder ein.

Jakobine sah endlich, welche giftige Dolche ihre Hand in des Geliebten Herz drückte; sie heilte alle Wunden mit der Bemerkung, daß der Himmel sie für einander bestimmt habe, daß alles, was da war, die Natur, ihre Mutter, ihr Vater, ihre Vorfahren sogar, der Masbach, der den ersten Walen gerettet hatte, ihre Herzen zu einander gezogen hätten. „Deinen Vorfahren,

lieber Robert, verdanke ich das Leben; hier hast du, für mein Leben, mein Herz, meine ewige Liebe. O führe mich, Robert, wohin du willst, durch den Sturm der tobenden Wellen, durch die verderbende Glut der Flammen: ich folge dir!"

Hier kam Jakobine in den Ton; nun fielen die schönsten Stellen aus Juliens Briefen von ihren Lippen. Robert war entzückt von ihr. Es war auch nicht etwan eine Rolle, die sie spielen wollte, nicht etwan die kindische Buhlerei einer Einfältigen, die, ohne eignes Gefühl, den ersten besten Roman in den Armen ihres Liebhabers hersagt; nein, es war Liebe, und Jakobine dachte nicht dabei an Julie.

Nun durchliefen sie alle Begebenheiten ihrer Jugend. Ueberall fanden sie die Beweise, daß eine höhere Macht über ihre Herzen gewaltet habe. Das Wohlwollen der Generalin gegen Robert, die Jagdliebhaberei des Vaters, das närrische Testament des Ahnherrn, kurz die ganze Vorsehung hatte seit tausend Jahren nichts anders gethan, als diesen Augenblick vorbereitet, in dem Jakobine in Roberts Armen lag.

Robert mußte Jakobinen alle seine Gedichte geben, und er hatte sie bei sich, weil er heute hier ein Abschiedsgedicht an Jakobine machen wollte. Er gab sie der Geliebten erröthend, und sie dankte ihm mit Liebkosungen, mit feurigen Küssen dafür.

Mit jedem Augenblicke stieg das Vertrauen zwischen den beiden Liebenden. Robert konnte jetzt schon mit Ruhe von der Zukunft reden, von dem Widerstande, den er von Jakobinens Eltern erwarten mußte. Er redete lächelnd davon; denn was ihm vorher Ungerechtigkeit schien, den Eltern eine Tochter zu rauben, das schien ihm jezt der Tugend edelster Troz. Er raubte ja nur Jakobine aus einem Gefängnisse, wo ungerechte, grausame, tyrannische Vorurtheile und Menschen sie quälten. Er gab nur einem Menschen, was ihm mit Recht zukam, die Freiheit. Das war jetzt nur Gerechtigkeit; daß er aber für ihre Befreiung tausend Leben hingeben könnte, war ihm erst Liebe. Die Leidenschaft hatte mit ihrer schmeichlerischen Zunge ihr Wunder an ihm bewiesen.

Er nahm seine Geliebte auf seine Kniee. So ließ er sich von ihr in süßer Verborgenheit, in leiser, herzlicher Plauderei erzählen, und erzählte ihr. Die Stunden flogen dahin, wie Augenblicke; die Zeit flog, wie das Feuer des Himmels, zuckend durch diesen Morgen.

So alles um sich her vergessend, saßen sie da, als auf einmal Sophronia vor ihnen stand, deren Fußtritte sie nicht gehört hatten. Ach, sie hätten die Stimme des Donners nicht gehört!

Jakobine sprang von dem Knie des Jünglings bestürzt empor, und stand da, wie eine Sünderin, mit niedergeschlagenen Augen, in gebeugter

Stellung; über ihre Wange flog jezt die Blässe der Schuld, und dann die Glut der Beschämung, wie Schatten und Sonnenschein an stürmisch hellen Tagen in schnellem Wechsel über die Felder fliegen.

„Sophronia!“ rief Robert erschreckt — Sophronia!“

Sophronia, eben so beschämt, wie Jakobine, stand da, das Auge ebenfalls zum Boden gerichtet; aber in ihrem Busen erhob sich ein Schmerz, ein scharfer Schmerz! Sie fühlte in dem Augenblicke, daß sie Jakobine haßte, daß sie ihr ganzes Leben Jakobine hassen würde.

„Ich sollte dich hohlen!“ sagte sie eintönig, ohne aufzusehen — „Es ist drei Uhr. Wir haben seit Mittag dich erwartet.“

Das Wort drei riß Jakobine aus ihrer Bestürzung. „Drei!“ rief sie — „o, wohin habe ich gedacht! man wird auch auf mich warten. Sie werden nicht wissen, wo ich den ganzen Tag gewesen bin. Man wird errathen, wo! meine Mutter wird es erfahren! Gott! guter Gott!“

„Du kannst ja sagen,“ erwiederte Robert — „du wärst mit Sophronien im Walde gewesen, oder im Park. Sophronia, willst du nicht Jakobine nach Hause begleiten?“ Jakobine ergriff hastig Sophroniens Hand und verließ das Bosket mit ihr.

Die beiden Mädchen gingen neben einander her, Sophronia stumm, die Augen niedergeschlagen, das Gesicht kalt, unfreundlich; Jakobine lächelnd, aber gezwungen. „Sophronia,“ sagte Jakobine, und faßte und drückte ihre Hand — „jetzt wissen Sie unser Geheimniß, und ich bitte um Ihre Freundschaft, um die Freundschaft der Schwester meines — Roberts.“

Sophronia antwortete mit einem Seufzer und schwieg dann. Jakobine fühlte schnell, daß Sophronia nicht ihre Freundin seyn könne; sie eilte schneller. Sie nahm laut mit Geräusch und Lachen vor dem Schlosse Abschied von Sophronien, so daß ihr und ihrer Mutter Mädchen, die sie zu suchen anfingen, es hören mußten, daß sie mit Sophronien ihre Zeit zugebracht hatte. Sie umarmte Sophronie.

Sophronia war die Bildsäule des Pygmalion: sie blieb unbelebt von den Liebkosungen Jakobinens. Sie machte im Weggehn eine Verbeugung, und ging mit finsterm Gesicht den Weg zurück nach dem Bosket. Sie trat herein; Robert saß wieder da, träumend von seinem Glücke, mit trunkenem, funkensprühendem Auge. Sophronia hob das Auge langsam empor, sah ihn still an. Dann sagte sie: „Willst du noch bleiben: so will ich sagen, ich hätte dich nicht gefunden.“

„Nein, ich gehe mit dir,“ rief Robert. „O Sophronia,“ sagte er, beide Arme ausbreitend, als wollte er den Himmel und die Erde an sein Herz drücken — „O Sophronia, wie selig ich bin! O, ich kann nicht erzählen! die Worte fehlen! Die Sprache ist eine Bettlerin! Sie hat nur Ein Wort für Glück; keines, keins für den Himmel, der in meiner Seele ruht, und wogt, wie ein stürmendes Meer; keins für die Flamme, die verzehrend in meinem Innern das Leben angreift, die Quellen des Lebens austrocknet, und doch wie ein tiefer Frieden, wie ein Sterben, ein seliges Sterben in meinem Herzen ruht; in diesem Herzen, das genügsam, zufrieden, gesättigt ist mit Seligkeit, das nichts wünscht, weil es Alles hat, das still steht, weil ihm nichts mehr zu wünschen übrig ist, und doch — wie seltsam, Sophronia, wie so sehr seltsam! — zugleich tausend Wünsche nach unbekannter Seligkeit hegt! — O Sophronia, Sophronia, du weißt nun, wie glücklich ich bin! Aber, weiß ich es denn selbst? weiß ichs? O so stolz schreite ich daher, als müßten mich des Aethers reinste Lüfte tragen, als müßte das Licht selbst, mein Triumphwagen seyn, als könnte ich die Blitze des Himmels fassen, als wären die Wunder aller Mährchen nur das kindische Spiel meiner Gedanken, die Sklaven meines Willens, als wäre das, das, was du da siehst, bis an die fernsten Gränzen der Schöpfung,

mein! mein Sophronia! Und sieh! sieh, o sieh, jetzt fühle ich mich so arm, o so arm! denn, was kann ich ihr geben, die mir, mir gab? — wie soll ich nennen, was sie mir gab? O hätte ich Reiche, hätte ich die Güter des Lebens, die köstlichsten — Kronen, Ruhm, Freude, Gesundheit, Geist, Tugend, Leben: ich wollte alles, alles in ihren Schooß schütten, alles, und der ärmste von allen Sterblichen seyn! ich wollte ihr die Quellen des Lebens an meinem Herzen öffnen, und mit dem warmen Strome des Bluts mein Leben ausströmen für sie! Ach, ich kann ihr nichts geben, als Liebe, Treue, Anbetung, Vertrauen, Verehrung! und das hatte sie schon vorher, da ich noch hoffnungslos liebte! Das gehörte ihr; das muß ihr ja jedes Herz bringen. O und jetzt, da sie mich liebt —"

„Komm nur!" unterbrach ihn Sophronia mit tonloser, kalter Stimme — „sie warten auf dich! Robert, komm nur!"

„Sophronia," rief er wieder — „du hast ja gar nicht gehört, was ich sagte."

„Ich habe gehört; aber komm nur, Robert! Man wartet auf dich."

„O laß sie warten, laß sie! Ich muß erst dir, ich muß es der Natur erst sagen, daß ich sie liebe, daß sie mich liebt. Sieh, ich möchte mit thränenden Augen — sieh, hier fließen sie wieder die Thränen meiner Freude, der Thau der Liebe

— ich möchte alle Wesen an meine Brust drücken, und sagen, ich liebe sie unendlich! Das Wort ist ein Ton, Sophronia; aber es drückt meine Liebe aus: unendlich!"

„Ach, Robert! Robert! was sprichst du?" sagte Sophronia, und drückte eine Thräne aus ihrem Auge.

„Du glaubst mir nicht! O heiß mich etwas thun, Sophronia, was dir sonst unmöglich scheint, um dir zu beweisen, daß ich sie unendlich liebe. Sieh, ich will das Licht des Himmels abschwören; ich will mir diese Augen ausgraben! Aber das ist nichts! denn ihr Bild, leuchtender wie das Licht, tausendmal schöner, steht vor meiner Seele in der Finsterniß der mitternächtlichsten Schatten! Heiß mich in die dunkle Welt der Geister hinabsteigen, wo der Tod, wo das Schrecken, wo das blasse Entsetzen wohnt! Lachend will ich den wandelnden Gerippen in die leeren Augenhöhlen schauen; will die leblosen Glieder umarmen, und freundlich ihnen zuflüstern: Jakobine liebt mich! Laß alle Ungeheuer der Dichter wahr werden: ich will unter ihnen leben, mit ihnen kämpfen! Oeffne mir die grausamen Abgründe der Erde, und den ungeheuervollen Schooß des Meers: ich will mich hinein stürzen, und wie ein Gott wieder hervortauchen! Meine, meine Liebe ist allmächtig, Sophronia!"

Hier wendete sich Sophronia weinend ab, und rief: „O, wie unglücklich bin ich!“ Aber schnell drehete sie sich wieder zu ihm, und sagte, gleichsam mit einem bereuenden Tone: „O so sey du nur glücklich, und alles sey nicht so, was ich fürchte!“

Da sah er das leichenblasse Gesicht des Mädchens, und hörte die warnenden Worte, und er erwachte aus seinem Rausche. Er ging nun mit ihr nach Hause. Vor dem Hause sagte sie noch einmal: „O sey nur glücklich, Robert! Ich will alles verschweigen.“

„Darum wollte ich dich bitten,“ sagte er mit einem Händedrucke. Er verstand sie nicht; sie verstand ihre Liebe; er seine.

„Der Teufel, über den Jungen!“ rief Bernhard — „ist es nicht, als wäre er irgend einem Redner oder Dichter über seine Figuren- oder Gleichniß-Sammlung gekommen! Kann der Junge wohl simpel sagen: Ich kann das? Nein! Er muß sagen: Ich, und träte ein Gott, und träte das Schicksal, und träte der Vater der Götter und Menschen, Jupiter selbst, mir in den Weg, so riefe ich: weg aus meinem Wege! — Er braucht, um für den holländischen Käse auf unserm Tische ein Gleichniß zu finden, nicht den Mond oder die Sonne, sondern gleich ganze Weltsysteme, das Rad des Schicksals. Der Teufel,

er taucht den Bissen Fleisch nicht in das Salzfaß, sondern in die Salzwerke von Wielicka; und will er trinken: so setzt er den unermeßlichen Kessel des Südmeers an die Lippen. Ich möchte doch wissen, was den Jungen eigentlich auf diese himmelhohen Stelzen gebracht hat, ob's blos eine poetische Wuth ist aus dem Shakespeare, oder eine Herz- oder die Hirnwuth?"

Die Großmutter war noch schlimmer mit ihm zufrieden; denn wenn sie ihn auf Jakobine brachte: so brauchte seine Zunge nicht nur solche Figuren, sondern er sprach Prophezeiungen. Sein Auge brach in Thränen aus, seine Brust in Seufzer, und mit alle dem erfuhr die Großmutter, die an so hohe Figuren nicht gewöhnt war, wie unser Zeitalter, doch nicht, ob er mit Jakobinen in Verbindung sey oder nicht. „Die wahre Offenbarung Johannis!" antwortete die Großmutter auf des Großvaters Klage. „Und Sophronia ist die Klaglieder Jeremiä."

„Sophronia und Er gehören zusammen, Mama, wie ein Paar Figuren aus der Rhetorik. Er ist das Asyndeton, sie der Polysyndeton."

Indeß, so viel der Großvater auch spottete, und dem Grunde nachdachte: so stand doch Robert oben auf seiner Himmelsleiter, und der Großvater erfuhr doch die Ursach nicht; denn Jako-

bine war den Tag nach der Bosket-Szene mit ihren Eltern in die Residenz abgereist.

Das Mittel gegen die Liebe.

Jakobinens Geheimniß war in dem Masbachschen Hause in großer Gefahr. Der Großvater sah das trunkene Auge des Jünglings, er hörte ihn, wenn er auf gewisse Gegenstände kam, worunter die Liebe das vornehmste war, noch immer die allererhabensten Figuren gebrauchen, und sah ihn dann auf einmal wieder im Gebiete der weichsten Sehnsucht schweben, und bei weitem Sophronien, in den sanftesten, weichsten Uebergängen übertreffen. Die Großmutter setzte sich aus seinen prophetischen Reden doch die Wahrheit so ziemlich zusammen, und war nun gar nicht müßig, nach und nach die Eltern auf den letzten Artikel des Testaments vorzubereiten.

Sie wurde immer deutlicher. Sie hielt Jakobinen Lobreden, und kam dann auf alle mögliche Standeserhöhungen, auf Josephs Heirath mit des Priesters zu On Tochter, und auf Davids Erhebung zum Könige.

Das nahm der Großvater zusammen mit dem bleichen Gesichte, und den Seufzern Sophroniens. Sophronia, das sah er, war die Glückliche nicht, die Roberten, nicht zum

Traumausleger, wie Joseph, sondern zu einem Träumer gemacht hatte. Jakobine? unmöglich! Robert hatte das Mädchen kaum ein Dutzend Mal gesehen, und zwar immer in der Kusine oder der Mutter Gegenwart; und Jakobine, die spielende, kindische Jakobine, sah gar nicht aus, wie die Geliebte Roberts, wie der Gegenstand der erhabensten Gleichnisse.

Und doch war es fast nicht anders. Er faßte den Burschen recht nahe ins Auge, und hoffte sein Geheimniß bald zu haben. Indeß trat er doch der Mama kühn entgegen, sprach fleißig von ehrlosen Menschen, die sich in die Herzen von Mädchen, und noch viel ärger, in die Häuser der höhern Klassen einschlichen, um sich ein Elend ins Haus zu schaffen, das die baumstarke Gesundheit des Glücks selbst untergraben müßte. Er setzte der Mama entgegen, daß Joseph nur eine Priesters Tochter geheirathet hätte. „Und David?" fuhr er fort — „der Riesen erlegt, und Löwen erdrückt, der mag machen, was er will, Mama! Und wie ging es ihm mit der Königs-Tochter? Er mußte sie sitzen lassen und aus dem Fenster springen, und der König warf seinen Spieß nach ihm.

Die Mama sah sich mit ihren eigenen Waffen geschlagen. Sie konnte mit dem Alten nicht streiten; aber sie verließ sich auf Roberten selbst, in dessen Gegenwart Bernhard der Mißheira-

then gar nicht erwähnte. Roberts beide Eltern waren des Streites zwischen Bernhard und der Mama gewohnt. Sie hielten es für das Gewöhnliche, und lächelten.

Sophronia allein, stritt mit Niemanden, und lächelte nicht. Sie hatte in Roberts Entzücken über Jakobinens Liebe, ihr eignes Herz voll Liebe, wie in einem Spiegel, gesehen. Sie wußte auf einmal, daß sie Roberten liebte, sie fühlte der Eifersucht giftigen Schmerz, sie fühlte Haß gegen Jakobine, so viel Mühe sie sich auch gab, des Hasses los zu werden, der ihr ungerecht schien, wenn sie selbst auch Recht in ihrem Glauben von Jakobinen haben sollte.

Von dem ersten Augenblick an, da Jakobine den holdseligen Blick am ersten Februar im Saale auf Roberten geworfen hatte, von diesem Augenblicke an, fühlte Sophronia etwas Bittres gegen Jakobine.

Jetzt wußte sie gewiß, daß Robert Jakobine liebte, daß er geliebt wurde. Sie hatte ihm versprochen zu schweigen; hätte sie das auch nicht gethan: sie hätte dennoch geschwiegen; denn sie liebte Roberten, und liebte ihn, wie sie mit ihrem stillen, großmüthigen, glühenden, ach, fast immer verkannten Herzen lieben mußte.

Sie hörte recht wohl in Bernhards Ausfällen gegen die Mißheirathen, besonders des niedern Standes mit dem höhern, daß er etwas ver-

muthete. Es hätte ihr ja nur ein Wort gekostet, und das Glück ihrer Nebenbuhlerin war gestört, vielleicht zerstört; vielleicht blühete auf diesen Ruinen das ihrige auf.

Das dachte Sophronia, das träumte sie, um sich an dem schönen Bilde eines Glücks zu ergötzen, dem sie im Leben entsagt hatte. Selbst diese Träume schienen ihr eine Ungerechtigkeit gegen Robert. Selbst der Widerwille gegen Jakobine, worüber sie mit Anstrengung aller Kräfte nicht Herr werden konnte, schien ihr ungerecht gegen Robert, dessen Glück sie wollte, dessen Glück sie mit dem stillen, glühenden Herzen unumstößlich gewiß wollte.

Sie freuete sich, daß sie in der ersten schmerzlichen Ueberraschung sich nicht verrathen hatte, und beschloß, sich jezt unter keiner Bedingung zu verrathen, nicht aus Stolz, daß ein Undankbarer ihre Liebe nicht sehen sollte, so stolz sie auch war; „nein! nein!“ sagte sie — „es würde ihn schmerzen, wenn er wüßte, daß ich unglücklich bin, weil ich ihn liebe.“

Sie gieng in die Einsamkeit, sie überlegte, was sie für diese Absicht zu thun hätte. Schweigen! schweigen! weiter nichts. Sophronie war zu wahr für jede Art von Heuchelei. Sie wollte keine Freude zeigen, die sie nicht fühlte. Sie wollte nur, was sie durfte, ihn nicht betrüben. Sie wollte nicht aufhören, ihn zu lieben. Wie hätte

sie das auch nur für möglich halten können? Aber hätte ein Gott es ihr angeboten: sie hätte es ausgeschlagen; denn mitten in ihrem stillen Schmerze war ihr einziger Genuß die Liebe für Robert.

Sie wollte nur ihre Liebe verschweigen. Sie fühlte, wie schwer das war, da sie täglich mit ihm zusammen war, da sie zusammen lasen, nicht allein lasen, sondern auch nach ihrer Gewohnheit über das, was gelesen war, redeten. Wie viel tausend Veranlassungen gab's da nicht, wo das Herz aufwallte, in unbeschreiblicher Liebe, in süssem Vertrauen! Das schmerzhafte Geständniß schwebte ihr beständig auf den zitternden Lippen; doch sie hielt es zurück. Aber warum sah er es nicht in den in Thränen schwimmenden Augen, in den unruhigen, dunkelflammenden Blicken, in dem Busen, der sich mächtig, bald langsam, bald schnell bewegte? Er sah es nicht; denn die Liebenden sind blind, wie die Gottheit, die sie anbeteten.

Oft mußte sie, um sich nicht zu verrathen, von ihrer Arbeit aufstehen, und gehen; denn ein Wort, eine Anspielung in dem, was sie lasen, stieß seine Dolche in ihr wundes Herz, und auf jeder Seite fand sie solcher Anspielungen die Menge; denn sie lasen Dichter. Sie mußte beständig auf ihrer Huth seyn, beständig gefaßt auf den

Schmerz, der in jedem Worte verborgen lag, und auf ihr Herz, wie eine Natter, zuflog.

„Nein, ich kann nicht mehr!“ rief sie, da sie eben schnell aufgesprungen war, um ihr Herz, ihre Thränen, ihre Liebe zu verbergen. Er hatte ihr vorgelesen. Da kam die Stelle: „blasse Primeln, welche unvermählt sterben, ehe sie den leuchtenden Phoebus in seiner Stärke anschauen können; eine bei Mädchen gewöhnliche Krankheit.“ Ach, das schon zerriß ihr Herz! Aber er las weiter, und nun legte er das Buch nieder, stützte den Arm auf, und sagte: „O, wie mahlt der Dichter, wie schön das Herz, Sophronia! denn sieh, wenn Jakobine redete: o so zürnte ich mit jedem, der sie unterbrach, und hätte die Weisheit, oder die Zunge der Harmonie selbst sie unterbrochen. Sang sie, ja, wie es hier steht: so hätte ich wünschen können, sie möchte alles singend thun — hüpfte sie: so — wünschte ich, sie wäre die Welle, wie hier steht, die ewig hüpfen mußte, ohne je aufzuhören.

Hier ergriff Sophronie das Buch, und sie sagte mit bebender Stimme: „Blasse, blasse, todtenblasse Primeln, die unvermählt sterben!“ Da brach ihr Herz. Sie warf einen Blick auf ihn, und ging dann, das gebrochene Herz zu verbergen in der Einsamkeit, und es zu trösten mit Thränen.

„Nein,“ sagte sie leise, und hob beide gefaltene Hände langsam gen Himmel empor — „ist es denn nun bald genug? O, bin ich denn nicht blaß und arm und unglücklich und krank und verstoßen und trostlos genug, um wie die blasse Primel zu sterben?“ — „Polysyndeton!“ hätte hier Bernhard gesagt. — Sie zog den Blick und die aufgehobenen Arme vom Himmel auf die Erde zurück, und fuhr in eben der Figur noch langsamer und trostloser fort: „O nage, nage, du Natter! nage an diesem verzagenden Herzen! o trockne mit deinem giftigen Athem die Quelle meines Lebens auf! Was soll ich leben und weinen und seufzen und die Hände zusammen ringen? Was soll ich unter den jauchzenden, fröhlichen Menschen? das Grab ist so still, wie mein Herz. Und“ — hier erhob sie sich in raschern Figuren, zürnend mit dem Schicksal, das ihr Herz verstieß — „soll ich denn leben? Nein! Hast du mich vergessen, mich? Natur, Schicksal! Hast du? so darf ich! so entscheide, gleich viel Gift oder Eisen, zwischen mir und dem hoffnungslosen Schicksal! so decke das Grab die Stimme, die der herrschenden Gewalt des Geschicks nur Vorwürfe machen kann!“

In diesem Augenblick voll Muth ergriff sie den raschen Entschluß, in Roberts Arme zu fliehen, ihm ihr Herz zu entdecken, und dann zu sterben. Sie gieng muthig in die dunkle Allee.

Aber hier umschattete der Flügel der dunkeln Schwermuth ihre Seele aufs neue. Sanftere Empfindungen drängten sich aus der leise bewegten Seele hervor. Sie faßte mit neuer Stärke den Entschluß, ihre Liebe zu verschweigen, und nach und nach jedes Alleinseyn mit ihm zu vermeiden.

„Ich will mich gewöhnen, ihn nicht zu sehen,“ sagte sie, in das Haus zurückkehrend. Sie ging zu der Großmutter, und nahm sogleich eine weibliche Arbeit vor, was die Großmutter schon längst gewünscht hatte. Sie half ihr in der Küche, sie las wenig mehr; und fragte Anne sie: „Warum denn das, meine gute Sophronie?“ so sagte sie: „Ach lassen Sie mich! es thut mir wohl! die Bewegung, die Arbeit ist eine Wohlthat für ein betrübtes Herz, liebe Mutter.“

„Wer hat dich betrübt, Sophronie?“ fragte Anne. Sophronie sah sie mit sterbenden Blicken an. „Die Natur,“ sagte sie — „Der Großvater zeigte mir im Herbst, wie schon in die keimende Knospe der Tod einzieht. Sie blüht auch, Mutter, sie blüht, und dann — dann fällt sie ab. Früh hat der Schmerz an dem Herzen Sophroniens genagt. Es thut mir wohl, wenn ich arbeite, wenn ich gehe, die Treppen hinauf, hinab laufe. Es ist mir, als entliefe ich dem Grame, der mich verfolgt.“

Und sie hatte Recht. Die Arbeit war ein Mittel gegen die Liebe und gegen den weichlichen Schmerz, der die unglückliche Liebe begleitet. Sie riß sich gewaltsam los von ihm, und stand nun allein, aber muthig da.

Entdeckungen.

Am Ende des Sommers erhielt Bernhard einen Brief von dem General, dann noch einen. Bernhard machte einige kleine Reisen, der Briefe wegen, hatte mit Rechtsgelehrten zu thun, trieb Geldgeschäfte. Der General kam selbst. Er fuhr sogleich vor Masbachs Haus. Die Mama erröthete vor Freude. Der General kam ins Zimmer; er ging mit einer freundschaftlichen Hitze auf Bernhard zu, umarmte ihn, und sagte: „Redlicher Mann! edler Mann! wahrhaftig, ich fühle, was Sie mir sind! Ich werde es fühlen, so lange ich lebe."

„Euer Exzellenz," sagte Bernhard, sich tief verbeugend, tiefer als gewöhnlich — „ich gehöre zu keiner besondern Klasse Menschen, sondern wie Luther sagt, nur zur Lebens Nothdurft, als getreue Nachbarn, und desgleichen."

„Und desgleichen!" rief der General noch einmal, seine Hand fest drückend — „und desgleichen? Nun, Luther mußte denn in andern Zei-

ten leben, als wir jetzt." Hier trippelte die Mama vor, und sagte: „Ich darf bei dieser Gelegenheit Euer Exzellenz wohl an den ersten Februar erinnern? Der war wohl noch mehr, als ein getreuer Nachbar?"

„Nicht viel mehr, Madame Masbach, bei meiner Seele! auf meiner Ehre! nicht viel mehr! denn wer meine —"

Hier bat Bernhard den General, das Gespräch abzubrechen — „das uns alle zu sehr angreift," sagte er lächelnd — „sogar die Mama, obwohl sie Recht hat. Bei dem Gott der Freundschaft: er war mehr als Nachbar, er war Freund!"

„Gut denn!" erwiederte der General — „es ärgert mich nur, daß seit hundert Jahren zwei aus diesem Hause so getreue Nachbarn waren, und wir, ich fürchte, wir waren, waren nicht einmal gute Nachbarn. Ich wollte, ich könnte einmal etwas für einen Masbach thun, etwas Großes!" Hier nickte die Mama freundlich, als wollte sie sagen: „das kann sich treffen."

Bernhard ging mit dem General auf das Schloß; sie hatten zu thun.

Als er zurück kehrte, kam die Mama, die heute den ganzen Tag mit glühendem Gesicht und stolzem Heldenschritt, oder mit holdseliger Freundlichkeit wie auf Filzsocken umhergegangen war und auf etwas gesonnen hatte — kam jetzt mit

ihrem Filzsockenschritt und dem holdseligen Gesicht in's Zimmer, wendete sich voll an Bernhard, schloß aber auch Anne und ihren Reinhold mit ein, und sagte: „Da es Gottes Wille ist —"

„Das kann man niemals wissen, Mama, es wäre denn von einer simpeln Pflicht der Liebe die Rede," fiel Bernhard ein, der merkte, wohin das Gespräch der Mama führen würde. Sie fuhr ein wenig ernster fort: „Da es Gottes heiliger Wille ist, den ich nun deutlich sehe, daß das alte Testament soll aufgehoben werden, und ein neues zwischen uns, den Masbachs und Walens —"

„Ich möchte wissen, wer von uns die Juden, und wer der Messias des neuen Testaments ist."

„— Bestehen soll:" fuhr Mama fort — „so will ich denn sagen, was ich weiß; Robert hat seine Anne gefunden. Es ist Fräulein Jakobine."

Hier sprang Bernhard auf, und rief, mit dem Fuße stampfend: „Ich hoffe, es ist nicht wahr! Aber ist es wahr: so hat der Junge seinem Ahnherrn die Krone vom Haupte gerissen, so müssen wir uns schämen, daß wir der Walens Nachbarn sind, so ist der Teufel los, so — hohls der Teufel! und damit gut!"

Die Großmutter erstaunte. „Wie denn so?" fragte sie kleinlaut.

„Der Mann da,“ er zeigte auf das Gemählde — „erhielt dem Walen Leben, Ehre, Namen, Güter; und Robert Masbach nimmt ihnen Ehre, Namen, Güter und alles. Ist das gehandelt, wie ein treuer Nachbar? Ist das? Da sehen Sie, Mama, wie ihre Nachricht das Blut aus Annens Gesicht weggebleicht hat! da sehen Sie, wie der Vater da sitzt mit großen Augen, und alles das Unglück schon im Geiste sieht, was aus dieser unnatürlichen Liebe entstehen wird! da sehen sie!“

Die Mama sah, und erstaunte immer mehr. „Aber der letzte Artikel des Testaments —“ sagte sie.

„Sie erklären das Testament falsch, Mama, so falsch, wie Gottes heiligen Willen. Gott ist ein Gott der Ordnung und nicht der Unordnung.“

Hier trat Robert ins Zimmer, in hastiger, froher Eile, und wollte wissen, was der General gewollt hätte.

„Macht Euch auf ein Hagelschauer voll Hyperbeln gefaßt, Kinderchen, ob mir gleich das Herz weh thut, wenn ich ihn ansehe, wenn ich ihn mir vorstelle, wie er daher schleichen wird, gleich einem Schatten, so bald die Familie des stolzen Freiherrn sich gegen ihn aufgerichtet hat, mit grinsendem Hohn, mit kalten Verwünschungen! wie er dastehen wird, bleich und hohläugig und schwindsüchtig, und wie er mit Seufzern die

Luft erfüllen wird; denn aus jedem Othemzuge wird er einen Seufzer machen! Mama, und jeder seiner Seufzer wird in Ihrer Brust einen andern erregen. Sie jammern mich so gut, wie er.

Hier stand Robert betroffen da, und sah seinen Großvater an, um die Räthsel zu errathen, die er sprach.

Anne sagte sanft: „Wer weiß auch, liebster Vater? Er wird ja auf die liebende Stimme seiner Verwandten hören.“

„Das wird er nicht! laßt ihn nur erst wissen, wovon wir reden: so werdet ihr schon hören. Er wird seiner liebenden Mutter ins Gesicht sagen: Kindespflicht! Gehorsam! hinweg! hinweg in des Meeres tiefen Abgrund! — Mit der Leidenschaft im Herzen wird er allen trotzen. Bietet ihm beide Welten an für Jakobine: er wird sie beide für nichts achten, und Jakobine ergreifen!“

„Beim Himmel, Großvater!“ rief Robert — „das werde ich! Ist davon die Rede? davon? ja! das werde ich! Ja, ich liebe sie, und —“

„Seht ihr? das ist die Sprache jedes unbesonnenen jungen Menschen zwar; aber er, er, Robert, mit dem heißen Herzen, wird Eltern und Großvater und Mutter lieber dem Elende zum Raube geben, als — Jakobine lassen. Philosophire mit ihm, über die Liebe, Reinhold! sage ihm, Mutter, sage ihm: ist das der Lohn der Gastfreundschaft der Walen, womit sie dich

an ihrem Hausaltare aufnahmen? Ist das der Lohn für des Generals Vertrauen — die Verführung seiner Tochter? Er? Er wird dir antworten, als hätte eben die Welt ihren Anfang genommen, als ob er von dem Herkommen nichts wüßte, als sollten die Gewohnheiten, die Sitten, die unser Leben beengen und sichern, erst entstehen! Gebt acht, was er sagen wird!"

Aber Robert stand da beschämt, glühend, schweigend, die Blicke auf den Boden gerichtet. Der Verführer des Mädchens! das Wort hatte, wie ein zweischneidiges Schwerd, in seine Seele geschnitten. Aber jetzt sprang er auf, mit Gestalt, Blick und Arm, und rief: „Sie ist mein! beim Himmel, sie ist mein!"

„Geh, geh!" rief Bernhard — „das sage dem Vater, nicht uns! Es ist des Generals Tochter!"

„Ich gehe, es ihm zu sagen!" rief Robert laut, und wollte gehen. Die Großmutter hielt ihn auf. „Warum soll er denn gehen?" fragte sie — „Ist's ein Unglück, was ich nicht dächte: warum wollen wir es noch größer machen? Bleib hier, mein Sohn Robert! bleib hier! — Es ist nicht seine Schuld, wenn eine Schuld dabei ist; es ist meine Schuld. Denn gesteh, Robert, auf mein Geheiß liebst du Jakobine."

„So heiße ich ihm, sie von jetzt an hassen!" rief Bernhard.

„Ich liebte sie, so lange ich sie kannte,“ sagte Robert, von seiner Großmutter die Schuld abwälzend.

„Aber ich,“ fiel die alte brave Frau ein — „ich wars, die ihm Jakobinens Schönheit lobte, die ihm den Muth machte, ihr zu sagen, daß er sie liebe. Lieber Gott! von mir erhielt sie seine Verse. Er ist unschuldig, und Jakobine, Jakobine, denk ich, war die erste von beiden, die redete.“

„Also ihr habt geredet? Sie weiß es?“ fragte Anne — „Jakobine weiß es, Robert?“ Sie sah mit einem bittenden Blicke ihren Vater an.

„Aber warum“ — rief Robert hier trotzig: — „Großvater, Sie, Sie selbst vertheidigen das grausamste aller Vorurtheile? Sie ist mein! sie ist wahrhaftig mein! Und laßt das ganze Menschengeschlecht rufen: Nein! so ruft der Himmel mit mir: ja! Sie ist mein! mein! sage ich! denn ich liebe sie! Was bedarfs einer andern Erlaubniß als dieser, die kein Sophist mir wagen soll anzugreifen? Ich ehre des Vaters Stand, bei Gott, das thue ich! Aber ich ehre die Natur, das Göttliche in mir nur mehr, als den Stand! Ich rechtfertige den Wunsch nicht, sie zu besitzen. Aber meine Liebe rechtfertige ich, und sie muß entscheiden, ob ich sie besitzen soll oder nicht. Reicht sie mir ihre Hand: so, ja dann wehe dem.

der sich zwischen uns stellt! Wäre ich es nur, o so möchte der Gram, wie eine Gift-geschwollene Schlange an mein Leben fallen! Ich vertheidige nur sie, nur ihr Glück; nicht mich!"

„Aber du wirst sie mit der Liebe unglücklich machen, Robert" sagte Reinhold — „Ist das Großmuth?"

„Unglücklich? Was haben Sie denn alle zu befürchten? Unglücklich? o Himmel steh mir bei, daß ich die Geduld nicht verliere! Kann ich nicht mit dieser Hand Jakobinen das Glück des Lebens — was, des Lebens? — nein, kann ich ihr nicht des Himmels Glück geben: so entsage ich hier ihrer auf ewig! Was will ich denn? Ich bin ein Elender, wenn ich etwas anders will, als allein ihr Glück. Aber, o Himmel! aufhören, sie zu lieben? mich dahin bringen, daß ich, wenn sie ihre Hand mir reicht, sie nicht annehme? Eben so leicht möchtet ihr die Sonne in ihrer Bahn aufhalten; eben so leicht die Planeten von den Sonnenstrahlen loßfesseln, an welche die Natur, das ewige Gesetz der Weisheit und der Liebe sie gefesselt haben! Was will ich denn? will ich denn etwas, worauf die Natur ihren Fluch gelegt hat? worauf der Mensch seinen Fluch zu legen wagen darf? — O meine Mutter!" rief er und kniete vor Annen nieder — „als du meinen Vater liebtest und du liebtest ihn nicht mehr als ich sie — wenn da dein Vater ein Edelmann gewesen

wäre: würdest du meinen Vater weniger geliebt haben? Großvater, o würden Sie es gewagt haben, das Gesetz der menschlichen Thorheit, der Menschenabsonderung, des schlimmsten Verbrechens, was Menschen gegen Menschen begehen könnten — würden Sie es gewagt haben, dieses Gesetz der Sünde höher zu halten, als das allgemeinste Gesetz der Natur, auf dem alle andre ruhen, auf dem, wie auf einem Felsen, unsre edelsten Hoffnungen ruhen — das Gesetz der Liebe?"

Anne brach in Thränen aus. Sie wußte nicht, was sie dem Sohne antworten sollte, der sich auf ihr Beispiel berief.

„Vergleiche Anne nicht mit Jakobinen!" rief der Großvater.

„Also hätte ich recht, könnte ich sie mit meiner Mutter vergleichen? O Himmel! o Begeisterung! o Wahrheit! so leiht mir Euren Pinsel, Eure Farben, um ein — Bild? nein, nur den Umriß ihrer Tugenden zu mahlen! Die Morgenröthe ist nicht glänzend genug, der Thau des Himmels nicht rein genug, um ein Bild ihrer sanften, reinen Seele zu werden. Ich liebe meine theure Mutter, o ich liebe sie mehr als mich selbst; und warum liebe ich sie? weil ich sie kenne? weil ich in ihren Armen erzogen bin? Nein, nein! mein Herz blieb nicht stehen, wohin der Zufall es geworfen hatte! Ich liebe meiner Mutter Tugenden, meiner Mutter Treue, meiner Mutter

Güte, aber am meisten ihre Liebe; denn das ist der lebenvolle Quell aller Tugenden. O wenn ich nun sehe, wie edel meine Mutter ist: bin ich denn blind gegen Jakobine? So nenne doch der Mund der Verläumdung selbst den Fehler des theuren Mädchens! O du heilige, reine, fromme Unschuld! Dein einziger Fehler ist, daß du alle deine glänzenden Tugenden in den Schleier deiner Demuth hüllst! daß du, wie die Luft, rein, und eben so unsichtbar bist, weil du ganz rein, ganz Licht bist! O Großvater, o meine Mutter, werfen Sie doch nur Einen Blick auf sie! Welch eine Heuchlerin müßte Jakobine, welch eine Betrügerin müßte die Natur seyn, wenn in dieser edlen Gestalt ein niedrer Geist wohnen sollte! Ist denn dieses Taubenauge, voll Unschuld, der Sitz der Buhlerei? oder diese lächelnde, holdselige Lippe, könnte die je den Zorn, die üble Laune beherbergen? Kann diese Harmonie der Glieder der Wohnplatz der rohen Unordnung seyn? Kann aus der mißtönenden Seele eine so reine Harmonie kommen, wie von ihren Lippen schwebt, wenn sie redet? Kann diese Stirn, auf welche die Natur, der Geist, der Muth, die edelste Tugend das leuchtende Siegel der Vortrefflichkeit gedrückt haben, auf der die Glorie einer Heiligen glänzt, kann diese die Behausung von etwas schlechtem seyn? O die Natur hat ja den Raubvögeln die weißen Taubenfedern versagt! Sollte sie allein den Men-

schen, wie einen bösen Geist, in ein Paradies eingeschlossen haben?"

„Der Teufel!" rief Bernhard lustig — „die Erde ist stolz, ihre Sohlen zu küssen; die Luft jauchzt, daß sie ihren Athem empfängt, der Wind wird begeistert, daß er ihre rothen Wangen kühlen darf! Aber, Freund Robert, der Wind ist immer begeistert, wenn von einem Nichts die Rede ist."

„Nichts?" rief Robert, und hob den Arm befehlend empor — „nichts?" — Der Großvater fiel schnell ein: „Sieh, guter Robert, der Wind nur nimmt es mit einer Leidenschaft auf, besonders mit einer, die eine so gute Lunge hat, als deine. Sieh, Robert, das alles könnte so wahr seyn, daß die Wahrheit selbst riefe, er hat Recht: so werden darum doch die Reden der Eltern gegen Jakobine ganz anders klingen. Sie werden Jakobine einsperren, sie werden die Gesetze zu Hülfe rufen, und die werden, trotz deiner Reden, und wenn du alle Götter und Göttinnen zu Hülfe nähmst, der Eltern Rechte vertheidigen, und deine Liebe Raserei, oder noch schlimmer benennen. Die Adelichen werden Jakobine ein mannsüchtiges Ding heißen, die Bürgerlichen eine Närrin. Von dir werden sie sagen, daß du hochmüthig und habsüchtig und undankbar, und ein Mädchenverführer bist; und das vierte Gebot steht auch bei diesem Falle nach-

zulesen, mein Sohn; dem wenigstens, weil es so alt und ehrwürdig ist, den Berg Sinai abgerechnet, auch eine Stimme zukommt. O schweig! Ich weiß was sich darauf antworten läßt! Das hat die Leidenschaft immer geantwortet; wenn aber Jakobine darüber unglücklich wird, wenn sie der Spott ihres, und die Verachtung unsers Standes, wenn sie gehaßt wird von den Ihrigen, und doch deine Frau nicht wird: wer soll sie entschädigen für ihren Gram? Wer für die Freuden, die sie hat entbehren müssen, weil ein junger Mensch, dessen Gedichte die Großmutter selbst dem Mädchen zusteckte, und so Oel ins Feuer trug, weil dieser junge Mensch nicht weise genug war, die Folgen zu sehen; und sah er sie, nicht den Muth hatte, sie einem armen Mädchen zu ersparen! Hör', ich wasche meine Hände in Unschuld!"

Da schwieg alles! alles! auch die Großmutter, der doch das Herz an zu schlagen fing, da sie sogar Annens Thränen sah. Aber sie hielt sich dennoch bald nachher wieder an ihres Enkels Reden. „Welche Worte!" sagte sie — „wie ging das hinter einander weg! Nein, das war ein anderer Geist, der aus ihm redete."

Aber das glauben alle Mütter von ihren Kindern. Der Großvater machte der Untersuchung ein Ende. Er sagte: „Wir haben noch Zeit, zu überlegen, und ich hoffe, du wirst nicht immer so denken."

„Immer!“ sagte Robert, und legte die Hand auf die Brust. Er freute sich, daß sein Geheimniß vom Herzen herab war. Er sah voraus, daß Anne sowohl als seine Großmutter niemals seiner Liebe abfallen würden. Sein Vater und Großvater würden doch endlich der siegenden Natur nachgeben, meinte er. Er ging in die Einsamkeit, um zu überlegen, wie er den Großvater gewinnen wollte. Er fand Sophronien, er sagte ihr, daß seine Eltern nun alles wüßten.

„Und billigen sie die Verbindung?“ fragte Sophronia leise und gespannt.

„Meine Mutter und meine Großmutter. Die Andern werden sich ja noch geben.“ Hier erblaßte Sophronia. „Der General,“ fuhr Robert fort — „hat dem Großvater gewiß sehr, sehr wichtige Verpflichtungen; wer weiß denn, Sophronia? O, wer weiß?“

Hier erblaßte Sophronia noch mehr. „O, so sey nur glücklich, Robert!“ flüsterte sie, sich abwendend, mit gebrochnem Herzen.

Der Großvater Robert fliegt in den Lüften.

Mit der letzten Bemerkung Roberts hatte es seine volle Richtigkeit. Der General hatte dem alten Bernhard wichtige Verpflichtungen, wich-

tigere, als sie Alle glauben konnten. Der General war einer der reichsten Edelleute des Landes gewesen. Indeß hatte er bei dem Tode seines Vaters sehr beträchtliche Schulden zu bezahlen gehabt, die er in der Garnison gemacht hatte. Sein Haus in der Residenz war das glänzendste. Die Generalin hatte eine Gemählde-Gallerie, und der General alle Jahre neue Reit- und Kutsch-Pferde. Seine Güter wurden administrirt, und seine Verwalter wurden alle nach und nach reich, gingen dann ab, und kauften sich zum Theil recht schöne Güter an. Er und seine Frau liebten das Spiel nicht, aber sie spielten hohes Spiel, weil es Sitte war; und Beide spielten, eben weil sie es nicht liebten, unglücklich.

Der General war am Hofe und in der Stadt auf einem gewissen Fuße einmal bekannt. Der Fürst besuchte seine Assembleen. Seine Equipagen waren die schönsten, seine Schlitten im Winter das Wunder der Neugierigen, seine Feste die prächtigsten, seine Meubles alle aus London und Paris.

Indeß würde das Leben nicht zu kostbar gewesen seyn für seine Güter, wenn er hätte den Aufseher machen können. Der General fand auf einmal mit Schrecken, daß er nach und nach in eine Last von Schulden versunken war, die mit jedem Jahre anwachsen mußte. Einschränken konnte er sich nicht aus einem falschen Ehrgeize. Er half

sich, so gut er konnte. Er machte stoßweise Einschränkungen; er half hier einem Mißbrauche mit Gewalt ab, und dort entstand ein neuer. Er jagte einen Verwalter weg und bekam einen neuen, der noch feiner im Betrügen war. Ein Paar Unglücksfälle kamen dazu. Der General borgte auf Wechsel, und fiel Juden in die Hände, und zwar erst durch die dritte und vierte Hand; denn er schämte sich selbst zu borgen.

Kurz, der General sah sich nach einigen Jahren, da er immer mit größern geborgten Kapitalien Schulden bezahlen mußte, in einem Labyrinthe gefangen, aus dem er keinen Ausweg sah. Er fühlte seinen Sturz mit schnellen Schritten auf sich zukommen, ohne ihm etwas, als Angst, entgegen zu setzen zu haben.

So war er dieses mal nach Walen gekommen, in der That nur, um drei Monate nicht in der kostbaren Stadt zu seyn und wo möglich seine Güter in Ordnung zu bringen. Roberts Jagdlust hatte die beiden Häuser zusammen gebracht, auch Bernhard liebte eine kurze Jagd. So ging er einmal mit dem General. Der General ging finster neben dem freundlichen Alten, finster, wortlos, zuweilen zornig. „Ihnen ist etwas, Ihre Exzellenz!“ sagte Bernhard.

„Hohls der Teufel! wäre ich Ihnen gefolgt! damals vor funfzehn Jahren!“ Er stieß die Büchse an den Boden und blieb stehen.

„Reicher wären Sie, aber nicht glücklicher," sagte Bernhard. „Und um reich zu werden, ist's heute noch Zeit."

„Reich? Herr, reich? nur kein Bettler, Herr! nur kein Bettler!"

„Ihro Exzellenz, das können Sie nie werden."

„Wie? Herr! Herr! ich bins! Zum erstenmale kommt das verdammte Wort über meine Lippen; aber ich bins! Wir haben wohl nicht viel mit einander zu thun gehabt, aber für den einzigen ehrlichen Mann halte ich Sie."

„Sie erschrecken mich. Das müßte keiner aus Ihrem Stande hören. Aber, beim Himmel, Euer Exzellenz, mögen Ihre Umstände seyn, wie sie wollen: reich zu werden, dazu haben Sie heute noch Zeit."

Der General sah ihn an, lange, bedeutend an. „Ich weiß, was Sie meinen; aber das kann ich nicht. Ich muß fortleben, wie sichs für mich paßt, Herr!"

„Das müssen Sie? und doch verpfände ich mein Wort dafür, Herr General."

„Herr, Sie wissen ja nicht. Ich habe Schulden."

„Lapperei! Sie haben hier ein reiches Peru."

„Ich brauche jährlich zehn tausend Thaler."

„Lapperei, wenn's nicht mehr ist!" Hier sprang der General in Bernhards Arme.

„Lassen Sie hören!“ sagte Bernhard kalt. Der General, wie er war, rasch, lebendig, voll Zutrauen, schüttete sein Herz aus, und Bernhard nahm seine Schreibtafel hervor; rechnete, bilancirte. „Und doch, doch“ — rief er „sollen Euer Exzellenz nicht fallen, wenn Sie meinem Rathe folgen wollen.“

Aus der Jagd wurde nichts. Sie gingen nach Hause. Sie setzten sich zusammen in ein Kabinet. „Nun?“ fragte der General, als Bernhard die Summen zog — „Nun?“ sagte er noch einmal, da Bernhard schwieg. Bernhard sagte endlich: „So schlimm, als Sie meinen, stehts nicht; doch schlimmer, als ich dachte.“

„Ich bin ein Bettler!“ sagte der General.

„Ich sage, nein!“ antwortete Bernhard versichernd. „Ich kann noch nichts sagen. Sie sollen von mir hören. Sie sollen gewiß von mir hören.“

Bernhard hielt Wort. Er kam in die Residenz, er bezahlte des Generals Wechsel. Er kündigte die Kapitalien, die zu hoch standen. Er durchlas des Generals Haushaltsrechnungen. Er schickte ihm einen treuen Haushofmeister, und er eröffnete dem General eine neue Aussicht, nicht in eine so glänzende Zukunft, als der General gedacht hatte; aber doch in eine dunklere, als Bernhard dachte. Denn der General hatte noch große Summen verschwiegen.

Bernhard kam zum zweitenmal; alles wurde in Richtigkeit gebracht. Bernhard wollte zahlen; da nahm der General ihn allein. Er stand vor ihm zitternd; zitternd ergriff er seine Hand. „Herr, es ist nichts! Es kann nicht seyn! Ihr Edelmuth rührt mich, und so. — Ich habe Ihnen noch viel verschwiegen.“

Hier sah Bernhard ihn an. Der General sagte: „Ich will fallen, aber Sie sollen nicht mit mir fallen.“

„Sie nicht und ich nicht,“ sagte Bernhard kalt — „oder es müßte ganz erstaunlich viel seyn, was Sie verschwiegen hätten.“

Er hatte freilich beträchtliche Summen verschwiegen, doch Bernhard schaffte Rath. Die Güter des Generals wurden als Pfand Bernharden in einem Privat-Akt, zwischen den Beiden allein, übergeben. Bernhard hatte die Erlaubniß, die Güter zu verwalten, oder sie zu verpachten. Niemand sollte von diesem Contracte etwas erfahren. Alles ging in des Generals Namen.

Bernhard schaffte einen Pachter, und der General mußte kommen, um die Güter den neuen Pächter zu übergeben.

Hier nun schlug Bernhard dem General einen Plan vor, die Schulden in einer gewissen Zeit zu tilgen. Er bestimmte die Summe, welche der General jährlich erhalten sollte. Der General

fiel in des Mannes Arme. „Wie wollen Sie denn zu Ihrem Gelde kommen?“

„Es ist nicht mein,“ sagte Bernhard — „und eben deshalb sind Sie sicher, daß ich meine Sicherheit haben muß.“

Dem Pächter wurden die Güter übergeben. „Es ist mir, wie ein Traum!“ sagte der General, seinen Retter mit hochachtungsvollen Blicken betrachtend. Er reiste wieder ab, noch vielmehr erstaunt darüber, daß Bernhard desto höflicher gegen ihn wurde, je mehr er ihn in seiner Gewalt hatte. Er sagte sich noch oft: „Es ist, wie ein Traum! denn einen solchen Menschen hätte ich nimmermehr auf der Erde geglaubt.“

Ueber Bernhards Lippen kam von der Sache kein Wort; aber der General selbst konnte in den Anfällen einer zu großen Dankbarkeit und des Erstaunens über Bernhards Großmuth nicht schweigen. Der neue Pächter, ein junger Mann, Namens Strauch, kam sogleich den ersten Tag zu Masbachs. Das Masbachsche Haus hatte nie einen Menschen gesehen, der so seltsam gerührt war, als Herr Amtmann Strauch bei dem ersten Besuche. Sein Auge hing, wie begeistert, auf Anne, auf Reinhold, auf Robert, an den er sich mit zärtlichem Eifer drängte, auf alle im Hause. Aber redete er von Bernhard: so redete er, — und bei dem ersten Worte, ging sein Athem stärker, sein Auge funkelte, seine Brust ar-

beitete — so redete er mit der Begeisterung eines liebenden Sohnes, eines — Geretteten. Das war er, das war er!

Er war eines Tages bei Masbachs. Die Großmutter gab eins ihrer Sprüchwörter, was Bernhard auf seine Weise kommentirte.

Die alte, brave Frau stand auf, trat nahe an den Amtmann hin, und sagte freundlich: „Sie könnten glauben, Herr Amtmann, das ginge hier zu in Zorn und Zwietracht. Aber glauben Sie mir, es ist kein besserer, kein gütigerer Mann auf dem Erdboden, als Herr Bernhard, so böse er auch manchmal thut!“

Hier funkelten Strauchs Augen, wie Flammen, die von Thränen erlöscht wurden. „O Madame!“ rief er, und ergriff der alten, guten Frau Hände, und streckte dann seine Hände nach Bernhard aus: „Mir sagen Sie das? mir? o mir? O ich weiß es! ich weiß es ja mehr —“

„Ei der Teufel, was wissen Sie denn, Herr Amtmann?“

„Nein, länger kann ich nicht schweigen. Nehmen Sie mir alles wieder, stoßen Sie mich wieder in den hülflosen Zustand zurück, aus dem Sie mich gerettet haben, Herr Bernhard! Ich will lieber sterben, als nicht zu ihren Füßen fallen und Sie Vater nennen.“

Alle standen, wie erstaunt. Bernhard war

gerührt, und hob den jungen Mann auf, und drückte ihn an seine Brust.

„Nun was ist denn?“ rief er — „Was seht ihr mich denn so erstaunt an? So hört denn die Wunderthat! Mama, es ist Ihre Schnur Perlen; vorne, wo sie in die Augen fallen, ein Paar ächte, klein genug, und hinten falsche die Menge. Nun seht, ich fand, als ich zum erstenmale aus war, dem da eine Anne zu suchen, die er, Gott verzeih es ihm! nun schon hat: da fand ich diesen edlen Herrn, ein wenig in den Umständen zurück.“

„Im tiefsten Elende, mit einer Mutter, mit einer hülflosen Mutter!“

„Ja,“ rief Bernhard — „das ist wahr! das ist wahr! das gebe Gott nicht, daß ich das je vergesse! Der gute Sohn hier — lieber Strauch, wer war denn der Beste von uns? Wer? — Er nahm — zu einem bessern Leben erzogen — er nahm die Karre, und fuhr auf der Chaussee Steine, um seiner Mutter Brodt zu schaffen. So traf ich ihn. Er saß auf der Karre, und las während des Frühstücks seinen Homer. — Ein Handlanger, der las, zog mich an. Ich schlich hinter ihn, und sah den Homer und erstaunte. Und seht, da gab ein Wort das andere. Ich höre und sehe, und finde einen edlen Sohn und eine edle Mutter. Da habt ihr das Historchen!“

Hier stürzte Sophronie, denn sie wurde von dem Schicksale des Mannes am meisten er-

griffen, vor den Andern her zu dem jungen Manne, ergriff seine Hand, und rief: O glücklicher Mensch! Sie konnten vergelten. Ich konnte es nicht. — O Horatio! Horatio!" Das rief Sophronie mit ihrer gewöhnlichen Innigkeit. Der junge Mann warf einen scheuen Blick auf das Mädchen; aber schnell sagte er dann: „Ja, das that ich. Ja! aber er, der Fremde, schüttete der Liebe reichsten Lohn auf mich, auf meine Mutter. Ich mußte ihn sogleich hinführen. Er schaffte einen Arzt, er miethete uns eine bessere Wohnung, er gab uns Kleider, er sorgte mit zarter Empfindung für alle Bedürfnisse einer Frau, die bessere Tage gesehen hatte."

„Mit Geld, mit Geld war das abzumachen; mit einer Lumperei."

„Mit Geld? o mein Vater, Ihr gütiges, besorgtes Herz! Ihre feine, so menschliche Schonung! Ihre Freundschaft, Ihre Pflege!"

Ich saß da zuweilen eine Viertelstunde an dem Bette der Kranken; das wars. Es war eine angenehme Frau.

„O mein Vater! mein Vater! — Er erhielt uns zwei Jahre; denn nun wurde ich krank. —"

„Ja, denn seine Kraft, seine Jugend war erlegen unter seiner unablässigen Arbeit, unter Hunger, unter Nachtwachen." Hier umringten sie Alle den Sohn. Aber er er warf sich in Bernhards Arme, und rief: „Er erhielt mich und

meine Mutter zwei lange Jahre! Seine Güte gab mir meine Gesundheit zurück! Endlich — Landleben war mein Wunsch gewesen — schrieb er mir, ich sollte kommen. Ich kam hieher. Ich finde die reichsten Güter, mich als Pächter, alles ist gezahlt, alles in Richtigkeit. Alle meine Wünsche sind erreicht. O mein Vater!"

„Und Ihre Mutter?" fragte die Mama.

„Sie ist glücklich. Ihre Gesundheit leidet keinen andern Wohnort als die Stadt. O mein Wohlthäter!"

„Gut nun, gut! aber das kommt nun nicht weiter über die Schwelle," sagte Bernhard sehr ernsthaft — „Mama, hetzen Sie mir ja nicht alle Taugenichtse auf den Leib; und das werden Sie, wenn Sie diese Geschichte ausläuten lassen. Was ists? Ein guter Sohn, — ein recht guter, Robert! — — ringt mit Tod und Leben, Schicksal und allem, was bitter in der Welt ist, für seine Mutter — da habt Ihr ihn! Ich komme dazu, und mache den Geldbeutel ein wenig weit auf — da habt Ihr mich. Nun, was war das Beste?" Alle flogen sie in Strauchs Arme, und dann, an der Spitze die Großmutter, in Bernhards Arme. „Ein Vater, wie ein Sohn!" sagte sie — „O Robert, wirst du einmal glücklich: so denke, daß Gott die Kinder um der Väter willen segnet, bis ins tausendste Glied."

Strauch gehörte von diesem Augenblick an

mit zur Familie. Er war nur ein Paar Jahre älter als Robert. Er schloß sich an den Jüngling mit heißer Liebe. Und, als sie von dem Großvater redeten, von seinem stillen Wirken, da erzählte der Amtmann Roberten, wie er den General gerettet hatte.

Roberts Brust schlug hoch bei dieser Erzählung: „O, hat er?“ rief er — „o, hat er ihn gerettet?“

„Ja! der General war, so viel ich sehe, verloren ohne ihn. Er hat ihn noch jetzt in seiner Gewalt. Des Generals ganze Familie, Frau und Tochter, leben nur durch Ihren edlen Großvater, Aber der General erkennts auch. Er redet nie mit mir von Ihrem Großvater, als mit der tiefsten Achtung, als mit dem heißesten Wunsche, ihm doch einmal in seinem Leben danken zu können.“

Da erhob sich Roberts Herz; da nahm er seinen Flug in die Wolken. Die Geierflügel seiner Hoffnung breiteten sich aus, und hoben ihn empor, hoch über das Leben, hoch über diese Erde, in die Morgenröthe des Glücks und der Liebe empor.

Er dachte an der Großmutter Wort: daß Gott die Kinder um der Eltern willen segnet. „O mein edler Großvater!“ sagte er zärtlich — „wie gern nehm' ich mein Glück als die Belohnung deiner Tugenden.“

Der eigne Heerd.

Herr Strauch war ganz durchglühet von Liebe und Dankbarkeit für diese Familie, fand sie alle, alle ihre Glieder bewundrungswürdig schön. Die Kleinstädterei der Mutter nannte er Patriarchenwesen, alle ihre Fehler erhob er zu Tugenden, ihre Schwächen schienen ihm Liebreitz. Er trat in das Masbachsche Haus, wie in einen Tempel, mit einer ehrfurchtsvoller Empfindung; und so erschien ihm Sophronie in dem Lichte einer Göttin. Er hatte recht wohl bemerkt, daß Sophronie mit einer Innigkeit, die seine Eitelkeit, falsch auszulegen, große Lust hatte, zuerst auf ihn zugekommen war, als er seine Rettung erzählte. Sie stand nahe vor ihm, sie hatte seine Hände ergriffen, mit ihrer ganz gewöhnlichen, tiefen Begeisterung. Sie erhob die schönen Augen zu ihm, und so sah Strauch nur den schönsten, beinahe den einzigen Reiz an ihr, die trunkenen Augen des Mädchens so nah vor sich, daß er nachher nie etwas anders von ihr sah, als den begeisterten Blick und das schöne Auge. Ihre Nymphengestalt kam dazu, mit dem alles besiegenden Reitze, den die Mädchen nicht kennen, einer züchtigen, einfachen, aber zierlichen Kleidung. Das ganze Haus stand ohnehin dem jungen Manne in einem poetischen Regenbogenlichte, und so ging er nach Hause, das Bild der jungen, schönen, züchtigen, schönäugigen Nymphengestalt in den Strahlen der Liebe in seiner Phantasie.

Er trat in sein einsames Haus, das Bernhard hatte recht schön einrichten lassen, und aus jeder Thüre trat ihm die Nymphengestalt Sophroniens entgegen, die er für Roberts Schwester hielt. In kein Herz erhält die Liebe einen schnellern Einlaß, als in das eines Menschen, der seinen eigenen Heerd nur erst seit ein Paar Tagen hat; da kleidet die lügenhafte, geschäftige Phantasie jede weibliche Gestalt mit dem Glanze der Schönheit aus, und bewegt das Herz mit den schönen Bildern der Liebe, der Häuslichkeit, des Wochenbettes, der Kinderstube, den schönsten Bildern des ganzen menschlichen Lebens. Strauch hätte Sophronien geliebt, hätte er sie näher kennen gelernt; aber jetzt liebte er sie schon, seines eigenen Heerdes, seines einsamen Zimmers, und seines Sofas wegen, auf dem er allein saß, hätte er auch die schöne Gestalt und das Auge nicht gesehen, und ihre klingende Stimme nicht gehört.

Am andern Morgen wars noch schlimmer; denn der Morgen ist die einsamste Tageszeit von allen. Die Seele ist noch ganz leer, die Phantasie am mächtigsten. Als der General erwacht war, und die Geschäfte angingen, schwieg auch Strauchs Herz; aber da kam Robert, der General wollte mit Bernhard rechnen; die beiden jungen Männer blieben allein.

Schon das zweite Wort Strauchs war: „Ihre Schwester Sophronia.“

„Sie ist nicht meine Schwester.“

„Ihre Verwandte?“

„Auch nicht; aber sie ist uns Allen die nächste Verwandtin: Schwester, Freundin, Tochter, sie hat sich bei nns die heiligsten Namen erworben.“

Hier sah Strauch seinen jungen Freund mit einem forschenden Blick an, und schwieg. Dann bat er ihn, zu erzählen, wer denn Sophronia eigentlich wäre. Robert erzählte. Er sprach nun mit einem so bewegten Herzen, mit einer so zarten Innigkeit von Sophronien, mit einem so frohen Eifer, sie zu loben, sie zu erheben; er wurde in dieser Apologie nach und nach so poetisch, daß — Herr Strauch gezwungen war, sein einsames Zimmer mit einer andero weiblichen Gestalt zu beleben. Es ging ihm nahe; denn dieses Wesen, mit diesem warmen Herzen, mit dieser innigen Liebe, ach, stand seinen Zimmern, seiner Laube im Garten, seinem Sofa, seinem Klaviere, seiner Küche so schön! Aber er gab sie auf. Er drückte Roberten die Hand, um sich zu beweisen, daß er keinen Widerwillen gegen den Jüngling hatte, der ihm das größte Glück des Lebens nahm.

Er kam wieder zu Masbachs, und nun sah er denn sehr deutlich, mit welchen seelenvollen Blicken Sophronia an Roberten hing, wie

sie ihm nachsah, wenn er ging, wie sie die Augen auf die Thüre schlug, wenn sie geöffnet wurde, ob er es wäre, der eintrat. Und sie schien ihm jetzt noch schöner; denn eine Liebende ist allen Männern schön.

So ging er acht Tage aus und ein in Masbachs Hause. Er wurde mit Roberten immer vertrauter. Als er ihm erzählte, daß sein Großvater den General gerettet habe, sah er eine so hohe Freude in Roberts ganzem Wesen, die keine bloße Theilnahme an Bernhards edler Handlung schien; denn fast schien Strauchen Roberts Theilnahme an den edlen Handlungen seines Großvaters zu kalt. Er bedachte nicht, daß Robert eben so handeln würde, wie Bernhard, und daß seine eigene, größere Theilnahme eben von der Dankbarkeit ihr höheres Feuer erhielt. Hier aber war Robert fast ausser sich. „Er hat ihn gerettet!“ rief er mit flammendem Auge, mit aufgehobenen Händen. Es war, als wollte er sich auf Engelsflügeln in den Himmel empor heben: so hob die Freude alles an ihm. „Ganz gerettet? ganz?“

„Ganz!“ sagte Strauch — „so viel ich weiß.“

„O! o dem Himmel sey Dank!“ rief Robert, und fiel in Strauchs Arme.

„Welchen Antheil nehmen Sie denn an dem General?“

„Welchen? O Himmel! Himmel! Sehen Sie, Strauch, sehen Sie — Nehme ich denn einen so großen Antheil?“

„Ja, den größten, den man nehmen kann.“

„Ja, sehen Sie, ist das wirklich, hat er ihn gerettet: so sehen Sie leicht — so — O Himmel! Himmel und Erde! wenn es wäre!“

„Was sollte denn seyn?“

„O gar nichts, gar nichts!“ war die kalte Antwort.

Aber sie wurden vertrauter, mit jedem Tage mehr. Robert redete auch zuweilen mit einem noch höhern Entzücken von des Generals Tochter, und endlich — zwar kein Geständniß — aber er vertraute doch dem Busen seines Freundes sein Entzücken, seine Hoffnungen, sein Glück; und Sophroniens Gestalt trat jetzt mit noch höherer Schönheit wieder in Strauchs Phantasie.

Es ist kein gutes Zeichen für den himmlischen Ursprung der Liebe, daß Jünglinge ohne einen eigenen Heerd nur Anhänger Platos in der Liebe sind, und daß Liebende, denen das Glück einen eigenen Heerd gegeben hat, den Altar der Urania so schnell verlassen, um an Hymens Altar zu gehen. „Wie?“ rief Strauch, und war eben so entzückt — „Sie lieben — des Generals — Gott! und Sophronia? O Sophronia?“ Hier fiel er an Roberts Brust, und sagte ihm alles,

und bat ihn, sein Fürsprecher zu seyn; er wollte morgen um Sophroniens Hand bitten.

„Der Teufel! Morgen? morgen schon?“ Robert war ohnehin ein ächter Platoniker. Er fand das ein wenig sehr eilfertig. Herr Strauch mußte sich ein wenig in seine Manier schicken. Robert ließ sich merken, daß er die Manier ein wenig derb fände, sogleich ein Mädchen um ihre Hand zu bitten.

Oder zum mindesten möchte er dem Großvater den Vorschlag thun, meinte Strauch.

„Meinem Großvater?“ fragte Robert noch erstaunter. „Was soll mein Großvater bei der Sache?“ Strauch konnte sich eben so wenig in Roberts Grundsätze von der Freiheit des Menschen finden, als dieser sich in Strauchs Liebe. Robert hielt bei dieser Gelegenheit eine lange Predigt, und Strauch mußte, troz seines Heerdes und seiner häuslich eingerichteten Wirthschaft, sich bequemen, auf dem Platonischen Wege sich erst um Sophroniens Herz, dann um ihre Hand zu bewerben. Dem Großvater gestand der Enkel nichts zu, als guten Rath bei der Sache.

Strauch wehrte sich zwar, doch Robert sagte ihm ganz ernsthaft, daß Sophronia so, oder gar nicht erworben werden könne.

Strauch trat also schon den andern Tag seinen langen Dienst um Sophronien an. Sophronie kam ihm auf halbem Wege entgegen,

und zwar wiederum mit einer Innigkeit, die den jungen Mann doch ein wenig irre gemacht haben würde, wenn nicht die menschlichste aller Eigenschaften, die Eitelkeit, den Streit in seinem Innern ausgeglichen hätte.

Warum sollte sie ihn nicht so schnell lieben, als er sie geliebt hatte? so fragte er sich, und er rettete ihre jungfräuliche Züchtigkeit.

Sobald Mama Herrn Strauch, als ein Familienglied, betrachtete, nahm sie sich seiner an. Herr Strauch fieng an, um recht merklich zu machen, was er insgeheim wünschte, sich völlig einzurichten. Bernhard hatte die Statüe des häuslichen Lebens nur aus dem Groben gehauen. Strauch bat die Mama um Rath, und Mama übernahm sogleich, mit der Freude einer alten Wirthin, die Einrichtung, nahm Sophronien zu ihrer Hülfe mit, nähete Gardinen, Betten, Ueberzüge, ließ waschen, scheuern; und Strauch — so ein Mann war ihr noch nicht vorgekommen — ging ihr zur Hand, half mit, war mit Sophronien zu ihrer Hülfe bereit.

Nun sah er Sophronien im häuslichen Kleide in seinem Hause, in seinen Zimmern, in seiner Küche, in seinen Kammern, und sein Auge folgte dunkelglühend dem schlanken Mädchen nach. Sie brachte ihm den Kaffee, sie brachte ihm, was er gebrauchte. Sie saß mit ihm auf dem Sofa, sie saß mit ihm in seiner Laube. Sie behielt ihre

Innigkeit gegen ihn unverändert. Und doch war etwas, was ihn hinderte, ihr auch in der allervertraulichsten Situation sein Herz zu öffnen.

„Ach, wie wird mir seyn, wenn Sie erst hier fertig sind, Sophronie; dann bin ich ganz einsam! Ich wollte, Sie würden hier nie fertig."

„Desto öfter sehen wir Sie dann bei uns drüben," war die ruhige Antwort.

Die Großmutter hätte blind seyn müssen, wenn sie es nicht endlich gemerkt hätte; und hätte sie nichts gemerkt: sie war Frau genug, das schönste Uhrwerk der Schöpfung, der Liebe, ungeheißen aufzuziehen. Denn nie sieht eine Frau ein Haus, ohne dabei an eine Hausfrau zu denken. Sie hatte schon Anspielungen genug gegen Sophronie gemacht, die aber Sophronia nicht gemerkt hatte. Kaum aber hatte die Großmutter gesehen, wie er das Mädchen betrachtete, wie er sie abtrieb, wie er die Gelegenheiten machte, sie allein zu sprechen: da glühete sie, da schwoll ihr Herz vor Mutter- und Weiberfreude zugleich, da hob sich die vom Alter gebeugte Figur noch einmal stolz empor. Man sah es ihrem Gange, man hörte es der Stimme an, daß sie in diesem Hause, als ihrem Eigenthum, ging und befahl und herrschte.

„Sophronia," sagte sie, mit aufgehobenem Finger — „merkst du, was hier die Glocke geschlagen hat?"

„Was? was? die Glocke?"

Die Großmutter nahm sich die Mühe, Sophronien die Sache aus einander zu setzen, und Sophronia erklärte nun sogleich die ganze Einrichtung für vollendet, und wollte nicht mehr hinüber. „Sophronia, bedenke doch!" sagte die Großmutter — „es ist gut, daß du ihm nicht entgegen gehen willst; aber spröde ist noch schlimmer! Sieh, will man Vögel fangen, so —"

„O Gott im Himmel!" rief Sophronia, und wendete sich schmerzvoll ab — „O Mutter, liebe Mutter, lassen Sie mich nicht mehr hören!"

„Kinderchen, und doch hört ihr's so gerne. Auch mein' ich's gut, das weiß Gott! mit dir besonders."

„Ich werde wahrhaftig nie Herrn Strauchs Frau!" sagte Sophronia ohne allen Stolz, sonst hätte es die Großmutter für eine Prahlerei gehalten; aber so hielt sie es für Ernst. „Nicht, Jungfer? nicht?" rief die Großmutter mit einem erhitzten Gesichte — „Willst du mir wohl den Grund sagen, Sophronia? — willst du wohl?"

„Ja, weil ich ihn nicht liebe."

„Warum liebst du ihn denn nicht?"

Man sieht, die Großmutter verstand das Examiniren. Sie fragte gerade auf den rechten Punkt hin.

„Das weiß ich nicht," sagte Sophronia erröthend.

„Das weißt du wohl, oder es ist nicht wahr. Er ist jung, er ist hübsch, er liebt dich, er ist ein ehrenwerther, ein bescheidener Mann, er hat sein reiches Brodt. Sieh, da hast du alles, was nur zur Liebe gehört, woraus seit Adam her noch immer Liebe gemacht ist. Warum liebst du ihn denn nicht? he? So liebst du einen Andern, Jungfer?"

Hier überzog eine schöne Rosenfarbe Sophroniens Gesicht, Hals und Busen. Sie fühlte, daß die Großmutter trotz ihrer seltsamen Zuthaten, woraus Liebe bestehen sollte, sich doch recht gut auf ihr Herz verstand. Sie fühlte, daß ihr Geheimniß in der Großmutter Hand gerade am gefährlichsten wäre. Sie sagte mit aller Ruhe, die sie in ihrem klopfenden Busen aufbringen konnte: „Muß man denn einen Mann in den ersten acht Tagen lieben?"

„Das ist etwas anders! obgleich ich sagen könnte, ja, das muß man! In den ersten acht Tagen, wenn er das hat, was ich sagte, und er das Mädchen liebt. Aber das ist ein anders. Aus der Antwort mache ich dir ein Brautbett, Sophronia?"

Um Gotteswillen, Großmutter! Ich beschwöre Sie, lassen Sie das Keinen hören!"

„Ja nicht, mein Kind! Ich kann schweigen. Ich wußte wie lange, daß Robert Jakobine, daß sie ihn liebte. Wer hat es erfahren? Ich schweige. Denn, Sophronia, ich habe es gerne, wenn ein Mädchen in einem stillen, feinen Herzen ihre Liebe verborgen hält, und sie nicht, wie eine Schauspielerin, auf den Lippen aller Welt zur Schau trägt. Du bist ein züchtiges Mädchen gewesen, Sophronia, komm her! Gott, wird dich segnen. Mir stehen die Freudenthränen in den Augen. Wie viel würde Strauch darum geben, wenn er diese Rosenfarbe deines Gesichts sähe, und wüßte, wie sie entstanden ist."

Aber ein ganz unschuldiges Herz kann eher seine erste Liebe verbergen, als eine Mutter die Liebe ihrer Tochter verschweigen. Die Mama brachte dem Amtmann Strauch immer ein so fröhliches Gesicht, und auf dem Gesichte ein so bedeutendes Lächeln mit, daß er recht bald wußte, wie er mit ihr daran war. In einer stillen Stunde ließ er die Großmutter sein Herz sehen, und da sie fortlächelte, entdeckte er ihr seine Wünsche ganz.

Die Mama machte ein strenges Gesicht, und antwortete nicht viel tröstliches. Hier gerieth Strauch in Verzweiflung, und nun mit heimlicher, schmeichelnder Zunge, verrieth sie ihm Sophroniens Erröthen, und Strauch lag der Großmutter zu Füßen.

Eben machte Bernhard die Thüre auf, und zog sie geschwind wieder zu. Strauch flog an die Thüre; Bernhard sagte: „Bleiben Sie! ich habe nichts gesehen. Bleiben Sie! — Mama! Mama!“ rief er, mit dem Finger drohend — „was ist das?“

Das nahm die Mama fast übel, aber doch mit einem angenehmen Lächeln. „Meine Liebe ruht im Grabe!“ sagte sie sanft — „Hier ist von etwas anderm die Rede, von Sophronien.“

„Der Teufel! von Sophronien? Sie, liebster Strauch, Sie lieben Sophronien?“ Der Alte sprang wie ein junger Mensch umher, und Strauch mit ihm. Sie umarmten sich Beide mit unbeschreiblicher Herzlichkeit. Die Männer schlugen ein. Bernhard wollte nach Hause. Strauch erwähnte der Einwürfe, die Robert gegen diesen Gang gemacht hatte. „Hat auch Recht,“ sagte die Großmutter, mit einem weisen Kopfnicken — „Wir wissen es; nun geht der gerade Weg an Sophroniens Herz, mit Ihrem Wohlmeinen, Herr Schwager!“

„Der Teufel!“ rief Bernhard — „das ist nicht der gerade, das ist der einzige Weg.“

Strauch, als er allein war, warf sich mit einem himmlischen Entzücken auf den Sofa. Er sah seine Sophronia mit der Nymphengestalt sein Haus zu einem Tempel der Liebe machen.

Er sprang auf, um sie aufzusuchen, und — dennoch zögerte er. Denn er, er selbst wußte nicht, ob er geliebt war.

Die Braut im Hause.

Als der Großvater zu Hause war, hieß er — was Sophronien sehr verdächtig war — das Mädchen hinausgehen, und nun erzählte er Annen und Reinholden Strauchs Absicht auf Sophronien. „Seht, Kinder! eine Braut im Hause, macht aller Herzen jung. Seht, was Frühling, was Herbst, was Sonnenaufgang? Aber wenn auf der Jungfrauen Gesicht die Rosenfarbe der Liebe sich in die Blässe der Erwartung mischt, wenn die Sonne der Liebe aufgeht auf dem Gesichte einer Braut — Was Liebeshandel! — du Hasenfuß," rief er Roberten zu — „dich mein' ich mit deinem vertrakten Liebeshandel, den wir verschweigen müssen wie Konterbande! die Liebe ist's nicht, die ich meine, sondern die Braut, seht, die Braut mein' ich, die ein Jeder vorführt, und als ein Heiligthum jedem Fremden zeigt. Ist eine Braut im Hause: so ist jedem Herzen wohl; ein Liebeshandel? so — ich mag nicht davon hören!"

„Aber, liebster Vater," fragte Anne besorgt

— „weiß denn Sophronia? hat sie eingewilligt?“

„Alle Henker! nein! nein! aber das wird sie. — So ein vertrakter Liebeshandel, der zieht sich in die Länge, wie eine Erzählung von einem schlechten Erzähler; ein Heirathsantrag, ist wie eine hübsche Anekdote. Kurz und gut: Ihr sollt sehen, sie sagt ja. Denn ein Heirathsantrag ist so etwas Erzvernünftiges, daß gleich der Beifall da ist; ein Liebesantrag hingegen —“

Die Großmutter hieß nun auch Roberten hinausgehen, und steckte nun ihren Kopf zwischen die horchenden Gesichter der drei Gebliebenen, und sagte leise: „Sophronia will. Ach, Kinderchen, ich kenne ja das. Eigener Heerd ist etwas besonderes, was die stolzesten Jungfern zahm macht.

Hier hohlte Anne recht aus leichter Brust Athem; denn sie war die einzige von ihnen Allen gewesen, die Sophroniens dunkel glühende Blicke auf Robert bemerkt hatte.

Als Sophronia wieder ins Zimmer trat, wollte ein Jeder wissen, wie eine Braut aussähe. Sie erröthete, wie eine Braut, als sie aller Blicke auf sich gerichtet sah. Ach, das Herz des armen Mädchens sahen sie nicht, in welcher Angst es schlug!

Die vier Eltern nahmen sich nun fest vor, Sophronien nicht merken zu lassen, daß sie

etwas von Strauchs Absicht wüßten. „Mich dünkt," sagte Anne — „es ist schon Unrecht, daß wir etwas wissen. Und doch möchte ich die Glückliche wohl einmal nur an mein Herz nehmen, und sie fragen: bist du nun glücklich, Sophronia?"

„Das mußt du nicht, Anne!" rief Bernhard eifrig — „denn sieh, ich wollte, ich könnte aus diesen Stunden, wo sie am Fenster stehen, und mit pochendem Herzen ihm entgegen sehen wird, Jahre machen. Was hat denn der arme Mensch weiter, als diese Frühlingstage der keimenden, knospenden, treibenden Liebe?" Er hielt eine lange Rede, daß Sophronia nichts wissen müßte; und trat während seiner Rede Sophronia ins Zimmer: so ging er zu ihr, und mit Blicken, die so gut wie eine deutliche Erklärung waren, streichelte er sie über die glühenden Wangen.

Reinhold stimmte ihm bei, und befahl, den Abend am Tische Sophronien vorzulegen, mit der Bemerkung, daß man nicht wissen könnte, wie bald das Vorlegen ihr Geschäft wäre.

Die Großmutter rief: „Nicht ein Wort! nicht einen Wink!" Aber zu Sophroniens großem Schrecken durchmusterte sie das ganze Haus; und mit Blicken, die alles sagten, fing sie an, neue Betten zu machen — „die wir bald brauchen können, Sophronia!" Die Mägde sogar wende-

ten auf Sophronien bedeutende Blicke; denn die Großmutter sang mit ihrer hellen Stimme, die durchs ganze Haus klang:

„Ihr Töchter Zions kommt herbei,
Laßt uns ein Brautlied hören!“

Bernhard hatte Recht, daß eine Braut im Hause eine mystische Freude für Aller Herzen ist; denn die Leute im Hause, die Mägde besonders, waren Alle einen guten Zoll höher geworden. Sophronia bekam ungeheißen das nächstemal, als Strauch da aß, ein eigenes Weinglaß, was sie vorher noch nicht bekommen hatte, zum Zeichen, daß sie von der Natur jezt mündig gesprochen wäre.

Obgleich Sophronia fest entschlossen war, die Hand des Amtmanns auszuschlagen: so war doch das Erröthen, wozu sie jeder Blick, der sie betrachtete, zwang, nicht ohne alle Annehmlichkeit. Sie fühlte, daß Bernhard Recht hatte: eine Braut im Hause ist eine allgemeine Freude.

Die Winke wurden jezt von Tag zu Tage deutlicher. Sophronia traf die Großmutter, die sie aufsuchen mußte, auf einer Bodenkammer, wo sie unter altem Blunder eine Wiege hervorgesucht hatte. Sophronia, ohne ihre Gegenwart durch einen Laut zu verrathen, und ohne ihre Großmutter zu rufen, schlich sich auf den Zehen, wie eine Verbrecherin, wieder hinab.

Ihr Großvater nahm jetzt alle seine rednerischen Figuren und alle seine Gleichnisse aus dem Brautstande her. Bei den allergleichgültigsten Gesprächen, auch sogar in Gegenwart Strauchs, wo man sie und ihr armes Herz doch sichtbar schonte, nannte er den Tag schön, wie eine Braut. Die Morgenröthe nannte er die Brautfarbe der Natur, und so übergoß er allemal Sophroniens Gesicht richtig mit einer dunkeln Morgenröthe. Sie wußte sich nirgends mehr hinzuretten, um den Blicken und Anspielungen zu entfliehen.

Aber wohin sollte sie sich retten vor den Bewerbungen des Amtmanns selbst, der, muthig durch den Beifall der ganzen Familie und durch die Versicherung der Großmutter, daß Sophronia ihm geneigt sey, und durch das Zeugniß seiner Augen, welche Sophronien so hold erröthen sahen, mit jeder Minute kühner wurde?

Sie sah recht wohl, an der Freundlichkeit ihrer Familie, an den Liebkosungen ihres Großvaters, an dem Lächeln, Winken und Nicken der Mama, und an den stillen, innigen Ergießungen von Annens Herzen, daß man von ihr nichts weniger als ein Nein erwartete. Sie zitterte vor der Entdeckung ihres Geheimnisses, das sie so lange heimlich in ihrer wunden Brust getragen hatte. Was sollte sie Allen antworten? Was auf ihrer

sanften, freundlichen Mutter ahnende Fragen antworten?

Was konnte sie sagen, wenn nun der Großvater fragte: „Was hast du an dem Manne auszusetzen?“ Was, wenn die Großmutter, die bürgerlicher dachte, aber doch recht scharf sah, nun sagte: „So liebt sie einen Andern!“

Armes Mädchen! Sie durfte nicht nein sagen, sie konnte nicht ja sagen, und zu gleicher Zeit fühlte sie mit recht schmerzlicher Empfindlichkeit, wie Unrecht es sey, den Mann hinzuhalten. Sie fühlte mit einem kalten Schauder, daß jeder Tag, den sie ihn hinhielt, ihm ein Recht mehr auf ihr Jawort gab. Ach, und eben Sophronien fehlte es durchaus an aller Gewandheit, einen Mann mit strengen Blicken zurück zu schrecken, dann mit Spott ihn zu erbittern, dann ihm gar nicht Rede zu stehen, dann mitten im Gespräch, eben wenn er sie fest faßt, um sie zu halten, das Gespräch abzubrechen, weil die Thüre klingt, weil die armen Blumen ganz verschmachten, weil der Hund bellt. Zu allen diesen Fechterstreichen fehlte ihr die Leichtigkeit. Sie ehrte den Mann, sie achtete ihn; ach, und das konnte sie ihm nicht verschweigen, wenn er mit ihr allein war; und wenn Strauch bei Masbachs war: so war es, als ob er und sie mit der Pest behaftet wären, so lief ein Jeder, um ihnen aus dem Wege zu kommen.

Sie mußte es endlich darauf ankommen lassen, sich den Zorn ihrer Verwandten zuzuziehen. Sie beschloß, ihr Geheimniß zu bewahren, um so lange als möglich den Ausbruch zu verzögern.

Strauch kam. Man trank im Garten Kaffee; hinweg ging Anne zuerst, nicht um Sophronie allein zu lassen, nur, um nicht zu sehen, wie das arme Mädchen in Angst gerieth, wenn Einer nach dem Andern aufstand. Dann ging Bernhard, pfeifend, ohne allen Vorwand; dann die Großmutter, um nach der Hausthüre zu sehen; ihr folgte Reinhold. Sophronia wagte es die erstenmale ebenfalls, nach der Hausthüre zu sehen; aber das bekam ihr übel, denn die Großmutter, die sich nie zehn recht gute Schritte entfernte, um die große Nachricht: es ist richtig! zuerst zu haben, jagte Sopronien ohne alle Barmherzigkeit wieder in die Laube, und hätte sie bis in die Arme des Anbeters gejagt, wenn sie nicht freiwillig gegangen wäre. Sophroniens ernstes Gesicht war ihre einzige Wehre, und diese that ihr recht gute Dienste. Aber sie änderte auch keine Falte darin ab; kein Lächeln machte Strauchen Muth, keine Betrübniß gab ihm die Veranlassung, zu fragen: Was ist Ihnen? was fehlt Ihnen? Sie antwortete, und hob das ernste Gesicht, wenn er etwas fragte, von ihrer Arbeit auf, nur ein Wort; wenn sie konnte, ja oder nein.

„Der Teufel!“ rief Bernhard, der einmal gehorcht hatte — „Mama, sie spricht, wie eine Spartanerin, so lakonisch, so kurz ab, daß, wenn ich nicht Ihr Wort hätte, Mama: so — sähe es hier betrübt aus. Sie führt ihren Namen Sophronia in der That.“

Diese Bemerkung machte nicht allein Herr Bernhard, sondern der Amtmann selbst, und er hohlte ebenfalls seinen Trost nur von der Großmutter, die bestimmt erklärte: „Ich weiß, was ich weiß.“

„Gott vergebe mir! so ist das Mädchen eine Heuchlerin, und das kann sie fast nicht seyn, sie, mit ihrem reinen Herzen; oder sie ist eine Närrin, die den ehrlichen Mann foppen will, und das kann auch nicht seyn. — Was ist zu machen!“ rief Bernhard eifrig, der seinen Schützling eben so sehr liebte, als Sophronien — „Mama; hohlen Sie Sophronien! sie soll reden!“

Hier stand Anne auf, und nahm das Herz des Mädchens in ihren Schutz. „O lieber Vater, eben weil ihr Herz so rein ist, so trau' ich ihr auch zu, daß ihre Handlungen rein sind. Wer weiß, welch eine schöne Empfindung Sophroniens Lippe so stumm macht! O Vater, Sie kennen Sophronie nicht. Ihr Herz ist rein, wie ein Edelgestein, der, wie Sie einmal sagten, in einer harten Kieselhülle sitzt. Geben Sie ihr doch Zeit, sich mit sich selbst auszugleichen!“

„Ja, ja, der Teufel! recht! Sieh, aber heute, heute Abend könnten wir schon mit den Gläsern zusammenstoßen, und der Amtmann säße mir nicht da, wie eine Regenwolke, wie ein Novembertag. Aber sie mag! sie mag! Du hast recht."

Da hatte sie wieder eine Frist, die aber gar nicht lange dauerte; denn Bernhard war viel zu ungeduldig, Sophronia so wohl, als Strauch glücklich zu sehen.

„Seht," rief er, und stemmte eine Hand auf die Hüfte, und die andre hielt er überlegend vor dem Gesichte — „wie sie da das erstemal auf ihn zufuhr, mit der Innigkeit: da dacht ich, die Kieselrinde um den Brillanten sey gesprengt. Ein Sohn, gegen seine Mutter, wie Horatio gegen sie! und nun steht sie da gegen ihm über, als handelte er mit Hüten, und sie mit Mützen: so feindlich sieht sie ihn an."

Bernhard fragte Strauchen, wie weit er sey? „Wenn nur die Mama recht gesehen hat!" sagte Strauch.

Bernhard hielt Strauchen lange Lobreden, er flocht hinein Abhandlungen von der Verbindung der Tugenden. Er behauptete, ein guter Sohn müsse auch ein guter Mann, ein guter Vater seyn. „Und das" rief er — „ist die hoch heilige Dreieinigkeit auf Erden, wie Tochter, Weib, Mutter." Aber das alles verfieng bei Sophro-

nien nichts. „Gott! laßt sie doch!“ sagte Anne.

„Es ist ärgerlich, liebe Anne!“ rief Bernhard — „Der heilige Antonius hatte an den Fischen bewegtere Zuhörer, als ich an ihr. Aber bei dem heiligen Antonius! ich will es nicht mehr leiden. Will sie: gut! will sie nicht: so mag der Ehrenmann da eine Thüre weiter gehen, und sich eine Frau suchen. Ich kann alles Schreckliche in der Natur sehen, ich will ein Erdbeben von Lissabon ansehen, eine Pest von Athen nach dem Thucydides, eine Schlacht bei Cannae, einen Sturm der großen Spanischen Armada, das höllische Feuer —“

„Gott sey uns gnädig!“ sagte Mama mit gefaltenen Händen.

„Ja, das alles will ich sehen; nur nicht ein paar Augen, wie Sophroniens, die mit leiser Stimme; aber in jeder Minute zehnmal, ach und weh! gen Himmel sagen; die man nicht ansehen kann, ohne zu fragen: was ist dir denn? An jede meiner frohen Minuten hängen sich ihre Blicke, wie die Stymphaliden aus der Mythologie; sie dringen wie Gewissensbisse in mein Inneres; sie sehen mir aus, wie Unheil verkündende Seufzer von Gespenstern. Ich will den lebendigen Satan ins rothe Flammenauge sehen. —“

„Gott sey mit uns!“ sagte die Großmutter.

„Nicht diesem Auge, das sich hülflos von uns, von uns wendet — wendet; und wohin denn? zum Himmel nicht; denn der ist auf unserer Seite; zur Erde nicht, zum Leben nicht; denn eine Braut ist die Königin des Lebens, der Erde, der Natur.“

So rief er, und warf seine Mütze auf den Tisch, vor Zorn, und setzte sie wieder auf, und da trat Sophronie ins Zimmer.

Unglückliche Minute! — „höre Kind,“ sagte er, und zeigte ihr einen Stuhl — „setze dich da! wärest du eine Römisch-Katholische: so wollte ich sagen, du hättest einen Ruf zum Schleier; oder wärst du krank: so wollte ich nichts sagen; aber die Natur hat dich in die schöne Brautfarbe der Gesundheit gekleidet; des Lebens schönster Reiz strömt, wie eine frische, ewige, hochbrausende Quelle, durch die vollen Glieder; dein jugendlich voller Busen. —“

„Ih, Herr Schwager, Herr Schwager! —“

„Ei was! Sie soll hören, ein jugendlich voller Busen wallt nur über einem Herzen voll Flammen.“

Bernhard hatte in der Hitze sein Gespräch fortgesetzt. Die arme Sophronie erröthete nur, ohne ihn zu verstehen. Er fuhr hitzig fort: „Dein Blut soll nicht brennen, deine Brust soll nicht vor Begierde sich heben; aber in deiner vollen, warmen, offnen, jungfräulichen Brust soll

das heilige Feuer der Vesta brennen, das heilige Feuer der Natur; und Züchtigkeit und Keuschheit mögen es bewahren. Nun antworte! uns Allen! und aufrichtig!“

„Ich verstehe Sie nicht, liebster Vater,“ sagte Sophronia ängstlich.

„O heiliger Antonius! Strauch liebt dich! warum hältst du ihn hin? warum, Jungfer?“

Hier legte sie die Hand auf die fromme Brust, und sagte: „ich halte ihn nicht hin, mein Vater! gewiß nicht!“

„Du schiebst ihn zurück mit einer drohenden Stirn, mit ernstem Blick; das ist noch schlimmer.“

„Ich bin nicht ernster gegen ihn, als gegen Alle, mein Vater. Gewiß, mein lieber Vater!“

„Gut dann! Er thut also durch mich den Antrag. Er liebt dich, er bittet um deine Hand. Nun rede!“

„O mein Vater! Muß ich denn alles, alles um mich her betrüben?“

„Das heißt nein?“

„Ja, das heißt nein!“ sagte Sophronia leise.

„Meine Weisheit ist am Ende! Ich bin fertig. Nun, Großmama, müssen Sie sprechen! das sieht betrübt aus.“

Die Großmama hob sich von ihrem Armstuhle empor. „Sophronia, komm einmal zu mir!“

Aber Sophronia stand auf, warf sich an Annens Brust, und sagte ihr leise, mit rinnenden Thränen: „O, schützen Sie mich! O Geliebte, retten Sie mich!“ Anne umschlang sie, und, winkend den Andern, ging sie mit ihr hinaus.

Unter der säuselnden Linde, auf der eine Nachtigall schlug, standen die jugendliche Mutter und die liebende Tochter, Herz an Herz gedrückt; ein schöner, rührender Anblick. „Liebst du ihn nicht?“ fragte Anne leise.

„Ich liebe ihn nicht,“ antwortete eben so leise Sophronia.

„Und deine Thränen,“ sagte Anne — „bedecken ein Geheimniß?“

Hier beugte sich Sophronia tiefer und fester an Annens Busen; aber sie antwortete nicht. Anne drückte sie fester an sich. „Soll ich sagen, Sophronia, du wolltest Bedenkzeit haben? du wolltest sehen? du wolltest dich besinnen? ach, mein Kind, mußtest du denn uns betrüben?“ Hier hob sich Sophronia entschlossen empor. „Ich liebe ihn nicht, liebe Mutter; aber sagen Sie nur ein Wort, und ich gebe ihm meine Hand, und — bin unglücklich! O meine theure Mutter, für Sie kann ich alles!“

„Gott behüte mich, Sophronia, und der Schutzgeist deines Herzens! Es ist nicht Eigensinn, es ist nicht Ziererei?"

„Mutter, könnten Sie das je von mir glauben?"

„So sey ruhig, Sophronia!" sagte Anne, und ging wieder, zitternd vor dem stillen Geheimnisse in Sophroniens Brust, ins Zimmer zu den Andern.

„Deine Farbe, Anne, kündigt früher, als deine Zunge, ein Unglück an. Was ist denn?"

„Ihr thut dem Mädchen Unrecht. Sie fodert eine Bedenkzeit; sie fühlt die Liebe nicht gegen den Mann, die sie glaubt fühlen zu müssen. Ihr Schicksal steht in diesem Augenblicke vor ihrer Seele. Ihr Vater, wißt ihr, lebt noch, ob sie gleich ihn nicht kannte. Horatio, den sie mehr liebt, als einen Vater —"

„Anne" sagte Bernhard — „das ist Vorwand. Sie will Bedenkzeit. Gut! Wie lange? Sie kann ja sagen: ich will nicht. Wer wird denn fragen, warum sie nicht will?"

Hier hob sich Annens Herz. „Gut denn, Sophronia sagt gerade zu nein! aber nun bitte ich dich, liebster Vater, frage sie nicht warum!"

„Das ist ein anders," sagte Bernhard mit einem finstern Gesichte. „Aber warum will sie nicht?"

„Das hieße ja gefragt.“

„Ja, der Teufel! ja!“

„Aber was hat sie denn für Ursach, nicht zu wollen?“ fragte Reinhold.

„So hat sie schon einen Liebeshandel, bei dem weder Ehre noch Glück ist,“ sagte die Großmutter.

„Der Teufel! zwei Liebeshändel auf einmal in unsern vier Wänden, und beide so beschaffen, daß wir nicht davon reden dürfen!“

„Von Roberts Liebeshandel,“ fiel die Großmutter ein —

„Ist nicht ein besseres Wort zu sagen. Und wenn Sophronia den Teufel aus ihrem Herzen austreiben soll: so soll das der Junge auch!“ rief Bernhard, und stellte sich in eine fechterische Stellung.

Anne warf sich mit ihrer sanften Seele zwischen den ersten häuslichen Kummer, der in ihrem Hause entstand. „Mit Roberts Liebe wird es sich ohnehin geben; und Sophronia ist auf dem Wege der Besserung. Sie verlangt nur Zeit, und das ist ja das geringste, was sie verlangen kann. O mein Vater, soll hier in dem Hause, wo wir walten, nicht das Herz seine Rechte haben: so — was wäre denn der Unterschied zwischen uns und denen, von denen Sie sagen: sie möchten gern das Herz an Ketten legen, wie einen Haushund, und den Geist zu nichts anders

gebrauchen, als zu einer Rechenmaschine? Robert wehrt sich seiner Haut; aber Sophronia hat nichts als unser Mitleiden, was für sie sprechen kann. Und Zeit giebt ja die Natur allen Wesen, Vater!"

„Das ist ein Wortspiel," sagte der Vater; aber es wurde im Familienrath beschlossen, man wolle Sophronien Zeit geben, sich zu bedenken. „Nur, zum Henker!" setzte Bernhard hinzu — „die Liebe bedenkt sich nicht. Zeit fodern, heißt nein sagen, oder ein Ja, wobei dem Bräutigam die Augen übergehen möchten."

Bernhard kündigte Strauchen an, daß Sophronia sich Zeit zum Ueberlegen erbeten habe. Dieser sagte weder Gutes noch Böses dazu. Er sagte nur zu Roberten nachher: „Robert, bei unserer Freundschaft beschwör' ich dich! liebt Sophronia Jemanden? Sage mir die Wahrheit!"

„Müßte ich die wissen, Strauch?"

„Ja, du oder Niemand; denn mich dünkt, Robert, sie liebt, wenn sie liebt, dich!"

„Mich? rasest du, Strauch? — So will ich dir die Wahrheit sagen! Ich weiß nicht, daß Sophronia Jemanden liebt. Sie hängt an mir, wie ich an ihr, mit starker, schwesterlicher Liebe. Schwesterlicher, sage ich! schwesterlicher! Meinst du, Strauch, ich hätte etwas anders glauben, und gegen dich schweigen können?

Meinst du das? Was —“ hier warf er einen nachdenkenden Blick auf den Amtmann — „was wäre dann unsere Freundschaft?“

Der Amtmann fiel in seine Arme. „Verzeihe! du weißt nicht, wie dem ist, der hoffnungslos liebt.“

„Ich habe auch hoffnungslos geliebt, Strauch.“

Der Amtmann behielt seinen Zweifel, blieb bei seinem Argwohn, und dennoch — so mächtig ist die Leidenschaft! — dennoch setzte er seine Bewerbung um Sophronie fort. Er rechnete auf die Zeit, er rechnete auf seine Bewerbung, er rechnete auf — wenn sie Roberten liebte — auf die Veränderlichkeit des weiblichen Herzens, und er foderte doch von ihr ewige Liebe. So verblendet die Leidenschaft!

„Was ist denn die Liebe?“ würde Robert gefragt haben; und hätte er nicht Recht gehabt, so zu fragen? Robert und Anne schüttelten zuweilen den Kopf; Niemand anders.

Das Halsgericht.

Bernhard war verdrüßlich geworden, daß Sophronia sich Zeit nahm, um, wie er meinte, dem Amtmanne einen Korb zu flechten. Er hatte sein Wort gegeben, ihr Zeit zu lassen; das

Wort lag, wie eine schwere Kette, an seiner Ungeduld; aber er konnte sie nicht zerreißen. Er wurde händelsüchtig. Er trug der versammelten Familie Roberts Liebschaft mit Jakobinen vor. Der General hatte ihm geschrieben, daß er mit seiner ganzen Familie beim ersten Jagdwetter nach Walen kommen würde. Er schickte Roberten eine schöne Büchse mit der Bitte, Jakobine dafür das Schießen zu lehren; denn das Mädchen freue sich auf die Jagdzeit, wie andere auf den Hochzeitstag.

„Seit Mädchen und Weiber verführt sind," hob er finster an — „von Eva an, die von einer Schlange, und Eriphyle, die von einem Perlenhalsbande, Pasiphae, die noch von etwas schlimmerem verführt wurde — ich könnte noch ganze Tage hier sitzen, und Weibernamen nennen — hat nichts mehr der Verführung Vorschub gethan." —

„Als eben die wilde Lust der Männer, Schwager," sagte die Großmutter zornig.

„Das ist mehr als ich weiß," antwortete Bernhard trocken. — „Aber Jakobine kommt! Robert soll mit ihr auf die Jagd gehen im dicken Forst, mit dem Mädchen, deren Sinne in der Stadt alle erweckt sind! Ich bin sein Großvater! Ich habe geredet, wie es Zeit war."

„Aber bei der jetzigen Stimmung der Familie gegen uns, Herr Schwager?“

„Pah! das weiß ich besser, das weiß ich besser! Kurz und gut, ich will der Pauke ein Loch schlagen. Verspricht der Bursche nicht, das Mädchen nicht anzusehen“ — Hier lachte Reinhold, die Mutter lächelte, die Mama schlug die Augen mitleidig gen Himmel — „so und so.“ Hier machte er das Fenster auf, und rief durch sein Sprachrohr in alle vier Weltgegenden: „Robert!“

Robert erschien; denn er saß unter dem Sprachrohr, und las ruhig seinen Homer.

„Der General sendet dir hier eine Büchse. Er kommt den Herbst, Jakobine mit.“ Roberts Brust flog. „O Großvater! ist es wahr? ist es möglich?“ rief er und flog dem Alten in die Arme, und drückte ihn kräftig an die Brust. „O ich danke Ihnen!“

Trocken fuhr der Alte fort: „Der General läßt dich bitten, du möchtest doch Jakobinen im Forste hübsch einige Vorlesungen über die Jagd und das Forstwesen halten; denn das Mädchen ist jetzt verliebter in eine Flinte, als in dich.“

Die Großmutter nickte, die Eltern lachten. Robert sah seinen Großvater mit offnem Munde an. „Da ist der Brief,“ fuhr der Großvater fort. Robert las. „O mein Gott! welche

glückliche Vorbedeutungszeichen! O Himmel! o Großvater! Ihnen danke ich! —“

„Ja, mir! Robert, Robert, kannst du glauben, daß ich der Sancho Pansa deiner närrischen Leidenschaft seyn werde? Robert, wenn du hier uns Allen nicht das Versprechen ablegest, nicht wieder an Jakobine zu denken —“

„Wenn ich das auch könnte: so würde ich doch nein sagen.“

„Robert!“ rief sein Vater; „Robert!“ seine Mutter; „Robert!“ sein Großvater; nur seine Großmutter hörte schweigend zu.

„Ich will nicht!“ sagte Robert — „Ich will auch nicht einmal etwas darüber hören. — Sie drohen mir mit dem Unglück Jakobinens,“ fuhr er mit unwilligen Blicken fort — „ich bin gutmüthig genug gewesen, daran zu glauben; aber, liebsten Freunde, wenn Jakobine mich so liebt, wie ich sie: so — so —“

„Nun, fahr fort! ich bin begierig, dein So zu hören.“

„Muß ichs sagen? muß ich? liebster Großvater, wenn Sie jetzt arm würden, mein Vater, meine Mutter — o meine liebe Mutter! meine Großmutter! es wäre ohne Zweifel ein Unfall! Wir drei Männer würden die Axt ergreifen, wenn es nicht anders seyn könnte, aber das bedurfte es kaum; doch wäre es nöthig: so würde ich die

Axt schwingen, um Sie Alle zu ernähren, und ich würde nicht vor dem Tage zittern! Ist denn dieser Arm gelähmt, wenn ich für die Geliebte arbeiten soll? dieses Gehirn zerrüttet, wenn ihr Lächeln, wenn das Lächeln des geliebten Weibes mich begeistert? Mein Vater — haben Sie mir erzählt — wurde ein Bauer um meiner Mutter willen, und Sie haben mich dabei gelehrt, daß Liebe das höchste Gut ist. Sie prüften meinen Vater; das Geschick mag mich prüfen!"

„Also — denn du bist entschlossen — Also, was hast du vor?"

„Jakobine kommt; ich sage dem Vater, daß ich seine Tochter liebe; ich bitte um ihre Hand. Sagt er nein: so —"

„Läufst du mit ihr davon?"

„Ganz gewiß, wenn Jakobine will — und Großvater, Sie lassen uns nicht Noth leiden."

„Der General verfolgt euch."

„Der General? uns? — uns? — O liebster Großvater!" Fort war Robert zur Thür hinaus.

„Da habt Ihr das Früchtchen!" Anne schlug erröthend den Blick nieder; denn sie konnte ihm nicht ganz Unrecht geben.

Nach fünf Minuten pochte Jemand an. Ein Bettler trat in das Zimmer, bleich, krank, ein Mann schon in den Jahren. Er trug mit ein Paar Worten seine Noth vor. Bernhard gab

ihm, und ein lautes Gelächter erscholl. Es war Robert. Er rieb vom Gesichte die Farbe, er richtete sich empor, er warf die Lumpen ab. „Robert, was machst du?“ fragte die Großmutter neugierig.

„O liebster Großvater! wer will mich aufhalten, wenn ich fliehen will? wer will mich einhohlen, wenn die Liebe mich verstellt? Wer will mich und Jakobine nur erkennen?“

„Zum Teufel! kommt dir's denn nicht Unrecht vor, ein Mädchen zu stehlen?“

„So? gar nicht! ganz und gar nicht! Wird Jakobine nicht mein: so ist mein Glück zerstört; so — liegt das Leben, wie eine lange Wüste, ohne Schatten, ohne Quelle vor mir. Ich habe nur zu wählen zwischen Jakobinen und dem Grabe. Sie? Jakobine?“

„Ja sie, sie eben!“

„Hat sie noch eine andere Wahl: so liebt sie mich nicht.“

„Und der Vater und die Mutter mögen sich zu Tode grämen, über den Verlust des einzigen Kindes!“

„Wer ein Kind nicht glücklich machen will, der kann den Verlust tragen ohne Schmerz.“

„Und du willst Jakobine in eine fremde Gegend führen, unter fremde Menschen? ins höchste Elend?“

„In ein Paradies! denn wo die Liebe ist, da blühet rings ein Paradies auf. Ich weiß nicht, wie Sie, wie mein Vater — Noch gestern sagte mein Vater, in der Sandscholle, wo er meine Mutter heirathete, hätte er sein Paradies gefunden."

„Er fand es in Annens Vater."

„Er fand es in Annens Herzen; und in Jakobinens Herzen werde ich es finden."

„Du wolltest uns — uns verlassen?" fragte Anne wehmüthig.

Da schwieg Robert, da war ein langsames Erblassen seine Antwort. Aber auf einmal rief er mit Begeistrung: „O Mutter! dir folgte ich in die finsterste, freudenloseste Einöde! o wolltest du deinem Sohne, deines Sohnes Weibe nicht in ein Paradies folgen? Ist denn Walen die Welt? meine Welt ist, wo Ihr seyd, wo Jakobine ist."

Hier erhob sich die Großmutter; denn das Weglaufen war gar nicht in ihrem Plane. Sie sagte: „das Weglaufen wird, denk ich, nicht nöthig seyn!"

„Nicht nöthig?" rief Bernhard. Die Stunde der Strafe für der Mama Oel in's Feuer Tragen, war da — „Nicht nöthig, sagen Sie, Mama? der General giebt ihm die Tochter nimmermehr! Weglaufen muß er mit ihr! Fort muß er, sage ich! in die Welt hinein, damit ihn nicht

die Rache der stolzen Familie ereilt! Uebers Meer muß er gehen! Ganze Welttheile zwischen sich und Walen legen!

„Herr Gott! mein Söhnchen, so laß fahren dahin! und bleibe im Lande, und —“

„Ja, jetzt, nun er da steht mit der närrischen Leidenschaft, jetzt ist es Zeit, ihn mit Sprüchen zu kuriren!“

„Aber ich begreife nicht, warum der General nicht Ja sagen sollte,“ fiel Robert freundlich ein — „Wenn der Großvater —“

„Ich sage nicht ein Wort dazu.“

„Nicht ein Wort für das Glück seines Enkels?“

„Nicht ein Wort; denn es ist vergebens! Und wir haben uns vorzubereiten auf eine Wolke voll Verdruß, Angst, Betrübniß und Jammer, die Er da, der Prahlhans, erst über seine und Jakobinens Eltern, und dann über sich und Jakobine selbst herabschütten wird. Ich bin ein Sechsziger! Gottlob! sage ich jetzt dazu. Vor ein Paar Monaten haderte ich mit Gott über das flüchtige Leben. Jetzt ist mirs nicht flüchtig genug. Wäre mein Haupt noch mit schwarzem Haar bedeckt — Er weiß Mittel, schwarzes Haar weiß zu machen, Er da, von dessen Lippen Paradiese herabfallen, als wäre die Fortuna seine Beischläferin. Gieb doch deiner Mutter, die da mit Thränen sitzt und mit blassen Wangen, weil

sie einen närrischen Sohn geboren hat — gieb ihr doch eins von deinen Paradiesen, womit du so groß thust! Du wirst an diese Stunde denken, wenn du Jakobinen gegen über sitzest, und alle deine Beredtsamkeit kann nicht einmal Eine ihrer tausend Thränen, Einen ihrer tausend Seufzer aufhalten."

Das machte Eindruck auf Robert. Er stand finster da. Doch endlich sagte er leise: „Meines Herzens bin ich sicher."

„Guter Gott! ich bin ein alter Mann. Der Sturm der Leidenschaft hat ausgetobt in meiner Brust, die Zeit hat mir weißes Haar und ein klein wenig Erfahrung gegeben, und ich bete täglich: o Herr, führe mich nicht in Versuchung; denn mein Herz ist schwach! und der da, der Jüngling, der eben erst die Bahn der Leidenschaften betritt, der noch den Teufel, den Versucher vom Anfang, in seiner Brust mit herum trägt, er, der das stürmische, veränderliche Meer, wie die Beständigkeit selbst, anbetet, der ist seines Herzens sicher."

„Bei Gott, das bin ich, Großvater! oder ich verlange nicht zu leben, nicht mehr zu denken, nicht mehr zu wollen. Ist eine Macht in dem Leben, eine feindselige Macht, die mir, meinem Willen ein Verbrechen aufreden, aufzwingen kann: so ist das, was man mich von Jugend auf lehrte, das betrügerischste Mährchen; so — o Ja

beim Himmel! bei dem Gott, der Tugend wollte, nicht von diesem Arme, sondern von meinem Willen, der allein mein ist! — so, ja! so brülle du Stimme roher Grausamkeit! so jauchze du lockende, verführende Stimme der Wollust! so heult, heult all' ihr Verbrechen höllische Triumphlieder, und überschreit die frommen Gebete des reinen Herzens! so ist das Leben eine Hölle, und der Mensch schlimmer als der Teufel; denn der Teufel kann sagen: ich will treu seyn. So Großvater, so stoßen Sie den Dolch durch dieses verzweifelnde Herz, statt die Flammen der wildesten Qualen in meinen Busen zu gießen!"

Hier sprang Anne auf, mit glühenden Wangen, mit funkelnden Augen. — Niemand hatte sie je so gesehen! — Sie umfing mit einem Arm ihren Sohn, den andern streckte sie hoch gen Himmel: „Er hat Recht!" rief sie — „mein Sohn hat Recht! O Robert, der Glaube verlasse deine Brust nicht, daß du deines Herzens sicher bist! O Gott! dieser Glaube sey sein Schutzgeist! eines andern Engels bedarf er nicht." Reinhold flog in seines Sohnes Arme, und weinte an seiner Brust. „Mein Sohn! mein Sohn!" rief er weinend.

Bernhard nahm seine Mütze ab; er faltete seine Hände gen Himmel, und sagte: „Gott! o gieb allen Eltern eine solche Minute! und dann

schütte deine Leiden über die Menschen aus, sie werden dennoch glücklich seyn!“

Die Großmutter verstand nicht, wovon die Rede war; aber es war ihr, als ob die Andern Geister sähen. Sie war aufgestanden, sie sah ängstlich umher. Sie drückte Bernhards betende Hände in ihre. Es war eine schöne, die schönste Stunde der Familie.

Robert ging hinaus, und das Halsgericht war vorüber.

„Dächte Jakobine so, wie Robert,“ sagte Bernhard, mit einem freundlichen Lächeln — „so möchte er meinetwegen in Armidens wollüstigen Gärten, oder in den Myrtenwäldern Cyperns das Mädchen schießen lehren, so — aber — ich müßte an Wunder glauben, wenn sie — ihn — nur lieben könnte. Und das ist's, das ist's eben. Der soll nicht, und der will! Sophronia will nicht, und die soll! Aber Robert ist ein Mann. Und wenn —“ hier schob er die Mütze unruhig auf dem Kopfe umher — „laßt ihn machen! laßt ihn machen! Was der thut, das will ich am jüngsten Tage vertheidigen. — Anne, Anne, welch eine Stunde! Sieh, Anne, so wachsen deine Paradiese! Gott sey uns — gnädig!“

Robert lehrt Jakobine schießen.

Bernhard hielt keine öffentliche Sitzung mehr, sondern er nahm Roberten auf einem Spaziergange allein, gab ihm alles zu, was er sonst bestritten hatte; aber dagegen stellte er ihm vor, daß er in seiner kurzen Bekanntschaft mit Jakobinen unmöglich ihr Herz hätte so kennen lernen, um auch ihres Herzens sicher zu seyn, wie seines! wäre sie so einfach, so innig, wie Sophronia —"

„So einfach ist sie nicht; aber ist denn die Tugend Einfachheit, mein Vater? oder Bescheidenheit? oder tiefer stiller Sinn? oder dieses oder jenes? die Tugend ist die Tugend! Ist nicht die hundertblättrige Rose die schönste Tochter der Natur? schöner, als die weiße, einfache Lilie? Es ist nur schwerer, tugendhaft zu seyn, mein Vater, unter den vielfachen Verhältnissen des Lebens, und mit dem allseitig gebildeten, und mannichfach schönen Geiste. Jakobine hat das Leben umschlungen wie der Epheu seine Stütze; ihr Herz liebt die Freude, ihre Sinne lieben das Vergnügen, ihr Geist will schaffen, wirken, nicht sinnen, grübeln. O Vater, wenn nur die Tugend ihr Inneres Wesen, die Keime der Empfindung, die geheimen Urquellen ihrer Gedanken und Gefühle durchdrungen hat: so — soll ja die Tugend das Leben fassen, sich dem Leben getreu vermählen,

wie die Braut dem rohen Manne, um ihn zu bilden, für Gesetz, Sitte und Tugend. Ist das nicht?"

„Das ist unbezweifelt so; aber ob das so ist mit Jakobinen, das ist unerwiesen, und so —" hier stand er still, bot seinem Enkel die Hand, und sagte: „Ich war der Vertraute von deines Vaters Liebeshandel; laß mich auch der Vertraute von meines Enkels Liebeshandel seyn! Schlag ein! du verhehlst mir nichts, nichts Robert?"

„Sie prüften meinen Vater, lieber Großvater; und mich dünkt, es ist Unrecht, sein Spiel mit einem Menschen treiben."

„Dich will ich nicht prüfen, Robert; das Schicksal übernimmt hier meine Rolle, glaube mir! Schlag ein! du sagst mir alles; ich gebe dir guten Rath, und du thust, was du willst."

Auf die letzte Bedingung schlug Robert ein, und der Alte war nun sicher, daß er alles erfahren würde.

„Und noch eins, guter Junge. Sophronia hat zu Keinem mehr Zutrauen, als zu dir. Frag' sie doch einmal, warum sie nicht will."

„Aushorchen? Großvater! und sagte sie es mir freiwillig: so würde ich es verschweigen; und nun gar, wenn ich sie aushorchte! Sie will nicht, wie es scheint, und so — ist es gut, daß sie nicht will, weil er noch will. Er gefällt mir nicht."

„Du meinst, jeder Mensch müsse ein Don Quixote seyn, wie du?“

„Großvater! Sie verstehen unter Don Quixote einen recht ehrlichen Mann und dann soll es Jeder seyn, und nicht um ein Haar weniger; oder einen Narren — eines Mädchens Hand zu wollen, ohne ihre Liebe, ist — zum Teufel! Strauch ist mein Freund und Ihrer. Es geht mir nahe!“ — —

Der General hielt Wort. Zu Anfange des Oktobers kam er mit seiner Familie an. Robert, der nun den Beifall seiner Eltern hatte, war außer sich. Die Großmutter, die den Jungen mit Jakobinen davon laufen sah, statt sich, nach dem letzten Artikel, in den Besitz des Schlosses zu setzen, wendete sich jetzt sehr demüthig an den Großvater, und fragte: „Aber was soll nun werden?“

„Sie haben es gehört, Mama! Ich kann doch den Jungen nicht binden lassen! Ist Jakobine, wie ich hoffe, nicht vernünftiger: so laufen sie davon.“ Anne sah ihren Vater schmachtend an. „Es wird, denk ich, ohne Unglück abgehen, Anne.“

Reinhold sagte: „Aber wenn nun“ —

„Laß ihn, Reinhold! wenn das Schicksal so einen jungen Helden — und das ist er; er ist ein rechter Mann! — wenn ihn das Schicksal einmal so oben auf den schwankenden Mastbaum

setzt, mitten im Sturm, und ihn rechts und links in die Berge-hohen Wellen taucht: so ist das die wahre Feuertaufe, von der die Mama spricht. Wir können ja am Ende dazwischen treten, so bald wir wollen."

„Aber wie? Wird der Stolz der Familie einwilligen? Das glaub ich nicht."

„Ich auch nicht. Aber Jakobine läuft nicht mit ihm; und läuft sie: so willigt die Familie ein. Ohnehin thut er keinen Schritt, den ich nicht weiß."

Das beruhigte Reinholden. Er kannte Annens Vater. Er sah seinen Robert fast schon in Jakobinens Armen, obgleich er nicht wußte, durch welche Wunder Bernhard und Robert den Drachen einschläfern wollten, den Stolz, der die goldnen Aepfel der Liebe behütete.

Der General kam den andern Morgen mit seiner Frau, der Familie einen Besuch zu machen. Die Generalin war einfach, weiß gekleidet, ein wenig blaß, mit einer kranken Stimme. Und das alles war nichts, als innerer gekränkter Hochmuth. Sie schritt über die Schwelle nicht halb so freundlich, als sonst. Da aber die Familie ihr entgegen kam, mit der alten Ehrerbietung, mit dem alten, einfachen Wesen — die Großmutter war nur ein wenig freundlicher geworden, als sonst — da von Gelde, von dem Dienste, den Bernhard ihnen erwiesen hatte, gar nicht die Rede

war, nicht die leiseste Anspielung vorkam: da dehnte sich das Herz der Generalin wieder menschlicher aus; sie stand vor Annen, sie betrachtete sie lächelnd. „O meine gute Anne," sagte die Generalin vertraut — „Wir kamen hier zu gleicher Zeit an als junge Weiber; wir hatten einen recht großen Beruf, uns zu lieben. Wir werden jetzt länger hier bleiben; lassen Sie es uns nachholen. Wo ist denn Robert? und guten Tag, Sophronia! liebes Kind! Unser Strauch ist ein edler Mann!"

„Ein edles Paar!" rief der General — „Es ist doch?"

„Wir bitten den Himmel darum, Ihre Exzellenz," sagte die Großmutter.

„Wo ist denn mein braver Jäger?" fragte der General.

Der saß im Boskket, und Jakobine in seinen Armen. Sophronia war trauriger, als je.

So hob der erste Tag mit tausend guten Vorbedeutungszeichen an. Als sie fort waren, rief die Großmutter: „O wie gnädig! wie gnädig!" Sie blieb noch zwei Stunden lang in einer demüthigen, höflichen Stellung, und betete ihren Morgensegen diesesmal dem Himmel mit einigen tiefen Verbeugungen vor, als stünde sie vor der Generalin.

Robert kam dann ein paar Minuten nach des Generals Abschiede, durch die Hinterthür nach Hause. Er sah zornig aus, wie ein angeschosse-

ner Bär. Er hörte mit finsterm Auge seiner Großmutter Versicherungen an, daß der General gewiß ja sagen würde, wenn anders der Großvater wollte.

Der Großvater pfiff im Garten umher, und machte Schlingen für die ziehenden Krammetsvögel. Robert näherte sich.

„Sieh, Robert, die rothe lockende Beere, und darunter die falsche, verderbende Schlinge. Die Leidenschaft, und das Verderben dahinter!“

„Ich habe Jakobine gesprochen.“

„Ich den General.“

„Großvater, ich habe ihr gesagt, ich würde ihrem Vater entdecken —“

„Und sie fiel nicht ein? das war übel.“

„Sie erblaßte. Ich sagte ihr, daß ein Mensch, der das Ungewöhnliche übernimmt, ein ganz reines Herz haben müße.“

„Und Glück dazu; denn Unglück, Robert, wird leicht zur Schuld. Der Unglückliche wird so leicht abergläubig, wie der Glückliche gottvergessen.“

„Sie meinte, ihr Vater, wenn mein Großvater wollte, würde auch wollen.“

„Das wollten wir Alle. Aber was soll ich wollen? — Und wenn ich nichts könnte, und ihr Vater nicht wollte? sagtest du das?“

„Das sagte ich. Sie meinte, wir müßten es abwarten.“

„Freilich.“

„Vater, das hat mich verstimmt; und das sollte mich doch nicht verstimmen. Denn sie muß da zittern, wo ich frei reden darf.“

„Zittern muß Niemand, der, wie du, seines Herzens gewiß ist. Zittern müßte auch Sophronie nicht, so still, so sanft sie ist; aber, Robert, wo die Liebe nichts ist, als hier die lockende Beere, die rothe, glänzende Beere: da zittert man vor der Schlinge. Zittern heißt sich fürchten! Sich! sich! sich fürchten, sagt der Deutsche: sich! das Wort machte ein rechter Mann. Man fürchtet nur sich selbst.“ —

Das war der erste Tag. Am andern Tage ging Robert mit dem General auf die Jagd und mit Jakobinen; und Jakobine trug ein grünes, atlaßnes Mieder, einen schwarzen Filzhut mit der hohen männlichen Feder, einen hochaufgeschürzten Rock; und unter dem Hute blitzte das schwarze Auge so muthwillig, so stolz, so heiter, so muthig; ihre kleine Jagdtasche stand ihr so wohl, die leichte Büchse auf dem Rücken gab ihr ein so fremdes, ein so reizendes Ansehen, daß alle Flammen in Roberts Busen hoch empor schlugen, als er sie erblickte. Sie war ihres Sieges heute so gewiß, daß sie stolz und kühn daher schritt, wie die Göttin der Jagd.

Daß sie Beide, die Liebenden, bald im schattigen, dunkeln Dickigt allein blieben, war natür-

lich. Jakobine stand vor ihm, das funkelnde Auge heftete sich auf ihn, die herabhängende Feder spielte an seiner Stirn. Er war außer sich. Jakobine schoß ein Reh, und sie brachten ihre Jagdbeute dem Vater, dem entzückten Vater.

Sie setzten sich alle Drei zum Frühstück nieder auf einem Hügel. Ein Jäger brachte das Frühstück aus seiner Tasche. Sie tranken aus einem Glase, die Jäger bließen ein Jagdlied, Jakobine und Robert sangen es. Der Vater schwor, daß er noch nie so glücklich gewesen sey, als heute.

Robert befestigte an einen Baum ein Stück Papier; und Jakobine kühn und glücklich, schoß besser, als ihr Vater und ihr Liebhaber. Robert brach von einer Eiche einen schlanken Zweig, und flocht ihn zu einem Kranze. Er setzte ihn auf Jakobinens Hut. Sie steckte ihre Feder auf seinen, der Vater sah's und lächelte, und lächelte noch, da Robert anhub zu singen:

„Im Felde schleich ich still und mild,
Gespannt mein Feuerrohr,“

von Göthe. Die letzte Stanze sang Jakobine mit, und hatte die brennenden Augen auf den Jüngling gerichtet, dessen Auge und dessen Brust mit Thränen und schmerzlicher Sehnsucht rang.

„Dacapo!“ rief der General — „Hallo! Dacapo, braver Jäger! Sekundire ihm, Binchen!

Im Grünen und auf der Jagd ist alles gleich. Die Seligen und die Jäger wissen nichts vom Range! Frisch! Er stimmte mit lauter Stimme an:

„Das Jagen thät ich mir erkiesen,
Die Liebe ist dem Jäger hold ꝛc.“

Wo hatte der Vater die Augen, daß er die brennenden Blicke nicht sah, die sie mit einander tauschten? Er gieng fröhlich nach Hause. Die Generalin schüttelte den Kopf, und ließ ein Paar Worte fallen von dem hübschen jungen Menschen und von Jakobinens siebenzehn Jahren. „Ho! ho!“ rief der General — „Im Walde, in der freien Gottesluft, da schlägt das Herz rascher, freier, muthiger. Da kann man vor Freude nicht zu den empfindsamen Seufzern kommen, womit die Liebe anhebt. So lange er und sie singen, schießen und trinken, so lange hats keine Noth. Ein Verliebter ist ein schlechter Jäger, ein schlechter Schütze, und sie schießt dem Nagel im Schwarzen auf den Kopf. Und eine Walen! zum Teufel! und er da — gar nichts! gar nichts!“

„Der Alte hat dich doch einmal an den letzten Artikel im Testamente erinnert?“

„Ja, ja; seit dem aber nicht wieder. Denn da hörte er meine Meinung über den Punkt. Das hat mit der Jagd nichts zu thun. Ich habe Augen, liebe Frau, so gut wie Einer, und ich kann

einen Zwanzigender sehr gut von einer Schnepfe unterscheiden. He! he! he! Diana und Amor sind nie Freunde gewesen. He! he! he! dafür laß mich sorgen, liebe Frau! Sie können kein Wort reden, was ich nicht höre."

„Besonders, wenn du dem Wilde entgegen siehst. Ich habe gewarnt."

„Pah! Du hast immer eine schlimmere Meinung von Binen gehabt, als recht war. Sie ist ein Fräulein Walen, und von den Walens hat noch nie Einer so etwas gemacht. Dafür laß mich sorgen!"

Der General macht eine Entdeckung.

Die Jagdzeit war den Winter schön. Die Finanzen des Generals besserten sich. Ein Förster war weggejagt, und der diesjährige Holzhieb trug dreimal so viel, als sonst. Jakobine hatte ein wildes Schwein geschossen, und des Generals Jäger erklärte, kein Oberforstmeister könnte einen schönern Schuß thun. Der General schickte vier achtzöllige Rekruten ans Regiment, die er für eine wahre Lumperei geworben hatte, vier junge Bauerkerle aus dem benachbarten Fürstenthume, die ihre Obrigkeit im Trunke geprügelt hatten, und, statt eines sechswöchentlichen Ge=

fängnisses, ein lebenslanges beim Regimente wählten.

Die Generalin galt unter dem umliegenden Landadel für die erste Dame des deutschen Reichs. Sie machte sich, und jedes Tuch, was sie um die Stirn wand, zur Mode. Jakobine lernte schießen, und war in ihren ritterlichen Uebungen — sie hatte das Reiten hinzugefügt — überglücklich; denn man mußte Roberten zu Pferde sehen, um ihn, wie im Triumphe, zu sehen. Ein Ackergaul wurde unter ihm zum Hippogryphen. Und in der Mitte der beiden wilden Reiter, denn der General war nicht weniger ein guter Reiter, ritt nun Jakobine einen Barbar. Sie hatte unter der Anleitung Roberts die Reitkunst bald inne. „Sieh, nun bist du eines Soldaten wahre Tochter, Jakobine!" rief der General, und umarmte sie auf dem Pferde, als sie zum erstenmale über einen Graben gesetzt war.

Alle Welt war recht sehr glücklich, nur Sophronia nicht und ihr Anbeter; da kam der erste Februar.

Jakobine saß am Tisch bei einem Major, dem Adjutanten des Fürsten. Sie hatte mit Roberten vorher gar nicht reden können; aber beim Hineingehen in den Eßsaal blieb Jakobine einige Schritte zurück, und Robert drängte einige Schritte vor. Doch der General trat auf einmal zwischen Beide, und flüsterte Roberten

zu: „Jagd ist Jagd! Und braver Weidmann, sie hat nun etwas anders auf der Spur.“

Unter Tisch kommentirte Robert die Worte des Generals bald so, bald so. Der Major, an Jakobinens Seite, zog seine Aufmerksamkeit gar nicht auf sich. Es war ein sechs Fuß hoher, so erstaunlich dünner, in eine enge Uniform, wie in eine Scheide eingezwängter Mann, der, mit den Händen auf dem Rücken — das war seine Stellung immer — aussah, wie die Schlange, als sie noch aufgerichtet ging. So stand er vor Tisch bei Jakobinen, und flüsterte ihr, das Haupt gebeugt, süße Sachen in's Ohr. „Die Eva da zu verführen,“ sagte Bernhard Reinholden in's Ohr.

Nach Tische konnte Jakobine auch nicht eine Minute finden, mit dem jungen Jäger allein zu seyn. Sie sah ihn nur sehnsüchtig an, und ihre Brust erhob sich bei jedem Blick zu einem Seufzer.

Am andern Morgen war Treibjagen, und Robert wurde nicht gebeten. Jakobine, in ihrem grünen Jagdkleide und auf ihrem Barbar, zwischen dem Vater und dem Major, ritten den Berg hinauf. Sie sah nach Roberts Hause sich um, und wehete mit dem weißen Schnupftuche. Das war alles, alles! Robert tobte. Er hatte Lust, seine Geliebte der Untreue zu be-

schuldigen. Sein Großvater hieß ihn einen Narren.

Nach der Jagd nahm der General seine Frau und Jakobine allein. „Der Major von Urau, Binchen, des Fürsten Liebling, erst sechs und dreißig und schon Major, hat um deine Hand geworben. „Jakobine erblaßte.“ „Mein Vater!“ sagte sie bittend.

Der General sagte lachend: „Höre, Binchen, mach du die Spröde mit dem Major, so lange du willst. Du sollst, so wenig, als irgend Einer, von mir sagen, daß ich Jemandem seine Freiheit genommen hätte. Also, mach du die Spröde, wie du willst. Du hast Zeit bis nach der Revue.“ Er streichelte ihr das Gesicht mit väterlicher Freundlichkeit.

„Mein Vater!“ sagte sie, und erblaßte immer mehr — „mein Gott! mein gütiger Vater! —“

„Was ist denn? was ist? Binchen, heraus Mädchen, drück los? was ist?“

„Ich kann den Major nicht nehmen.“

„Pah! das sagt ihr immer. Pah! Pah! das kenne ich! Nimm ihn, oder nimm ihn nicht! Wir halten Verlobung, Täubchen; du wirst getraut, Püppchen, und das Uebrige mag der Major besorgen.“

„Nein!“ rief Jakobine hier laut — „ich nehme ihn nicht!“ Da griff der General unter die Halsbinde, um dem steigenden Zorn Raum

zu macheu. Sie warf sich ihm zu Füßen; ihr Vater aber hob sie empor hoch in die Höh, und stellte sie mit einer kräftigen Bewegung auf die Füße. „Sag mir, warum, und du sollst ihn nicht nehmen!“

Da schwieg das arme Mädchen. „Er ist ein schöner Mann,“ sagte die Generalin. die in ihres Mannes Hause lang und schön hatte verwechseln lernen.

„Es ist ein Mann!“ rief der General zornig. „Ein Mann, und das ist hinlänglich. Der Teufel! Jakobine, wirst du wieder Farbe bekommen? Wirst du die Thränen zurückhalten? hohlt mir den Major! Sie soll ihn jetzt gleich nehmen!“

Hier fiel Jakobine in seine ausgestreckten Arme, und bat ihn, ihr nur Zeit zu lassen.

„Zeit, so viel du willst, Püppchen; das habe ich dir versprochen.“ sagte er, sich erholend — „aber keine solche Szene wieder; oder ich lasse dich auf der Stelle mit ihm trauen!“ Die Generalin hatte die Arme unter der Brust gekreuzt, und sah lächelnd der Szene zu.

„Du hast doch nicht dem jungen Jäger zu tief in die brennenden Augen gesehen? fragte die Mutter ruhig. Jakobine erröthete.

„Hätte sie das:“ sagte der General, und griff nach einer Büchse an der Wand — „so wäre die Kugel für dich, Jakobine! für dich!“

Hier erblaßte sie wieder. Sie ging langsam hinaus.

Der General sagte nichts; aber er bestellte die Jagd ab, die bestellt war, und er ging mit einem finstern Blicke an Roberten weg, dem er im Park begegnete. Hundert Schritte hinter dem General begegnete Roberten das Kammermädchen Jakobinens mit einem ganz andern Blicke. Sie lächelte, sie zeigte ihm ein Papier, ließ es fallen und ging dem General nach.

Robert las: „Nun ist es Zeit! Ich soll den Major von Urau heurathen, Robert! die Jagd ist abgesagt. Meine Mutter hat meinen Vater gegen dich mißtrauisch gemacht. Ich erwarte dich heute Abend im Gartenhause. Trau meinem Mädchen!"

Das laß Robert. Das Mädchen kam zurück, sie fragte Roberten laut: Wollte der Herr General etwan in das Gartenhaus? dieses ist der Schlüssel dazu." Sie ging, und der Schlüssel fiel auf den Boden. Er hatte Billet und Schlüssel, und hatte nicht ein Wort mit dem Mädchen geredet. Der General war hundert Schritte davon.

Robert fühlte in seinem Innern etwas, was aussah wie Schaam, was wie ein Gewissensbiß sich fühlte. Das stolze Geheimniß seiner Liebe war den Lippen eines plaudernden Mädchens Preis gegeben! Aber am Abend ging er zu dem Garten-

hause. Er öffnete es, er ging hinein. Jakobine kam spät, da alles zur Ruhe war.

Sie sanken jetzt mit schmerzlich bewegten Herzen einander in die Arme; Jakobine erzählte; Robert fluchte der Tyrannei der Eltern. „Was bleibt uns nun übrig?“ fragte Robert. Jakobine warf sich in seine Arme. „Ich folge dir, wohin du mich führst!“ rief sie.

„Jakobine, bist du deines Herzens gewiß? bist du?“

Da schwor Jakobine theure Eide; sie sagte ihm, was sie von dem Leben erwarte, nur seine Liebe, seine Treue, eine Hütte, ein Grab mit ihm. Sie überzeugte ihn endlich.

Da hob er den Arm gen Himmel, und fragte sie noch einmal: „Glaubst du, bist du überzeugt, daß dein Vater dich mir abschlagen wird?“

„O so gewiß, so gewiß, als es jetzt Nacht ist!“

„Und kannst du nicht hoffen, wenn du deines Vaters Bitten erfüllst, glücklich zu werden?“

„O Robert, wie, wie kannst du fragen: glücklich? ich? ein Raub der Verzweiflung werde ich seyn, eine sichre Beute des Todes!“

„Nun denn, so ist es nicht anders! bist du entschlossen? bist du entschlossen, Jakobine?“

„Wozu?“ fragte sie, seine feierliche Rührung anstaunend.

So laß uns jetzt gehen! Ich bin bereit! Ich bin auf diese Stunde vorbereitet! So komm; wir gehen!“

„Jetzt,“ sagte sie langgezogen — „Robert, laß mich erst überlegen! Jetzt! Wohin? wohin sollen wir?“ Sie besann sich, sie fiel an seine Brust, sie drückte ihre Lippen an seinen Mund. „Jetzt?“ sagte sie — „jetzt? das überrascht mich. Jetzt? Morgen; Uebermorgen! Sieh, dann sorge ich für Mannskleider. Nein, nur nicht heute!“

„Heute ist unser! Jakobine, Morgen ist der Zukunft, morgen walten vielleicht andere Mächte als Liebe, Muth, und Vertrauen!“

Er zog sie auf seine Knie, sie lehnte sich an seinen Busen. Ach, er fühlte jetzt selbst, daß sie, so gekleidet, wie sie war, im leichtesten Nachtkleide, in einer Februar-Nacht, nicht entfliehen konnte.

„Morgen also! ich spreche dieses Morgen mit Zittern aus!“ Er hatte sie umschlungen und fest an sich gedrückt.

Da ging die Thüre auf, und der General, der Major, und ein alter Bedienter mit einer Laterne traten leise hinein. Ein Donner hätte die Liebenden nicht aus ihrem Geflüster erweckt.

Der alte Bediente, der im Garten ein Geschäft hatte, sah nach elf Uhr einen Mann nach dem Gartenhause schleichen, es öffnen, und hineingehen. Er lauerte; und nach einer Stunde sah er wieder

eine Gestalt nach dem Gartenhause gehen, und ihm schien's, als trüge die Gestalt ein großes Pack. — Er weckte den General, er weckte eben so leise den Major. Sie schlichen zum Gartenhause. „Was giebt's denn?"

„Ein Paar Diebe." — Der General war mit Pistolen bewaffnet, der Major mit seinem Degen.

Wie erschraken sie alle, da der Bediente den hellen Schein der Laterne auf die sitzende Gruppe Amors und Psyches richtete. Der General erblaßte, da sich seine Tochter aus den Armen eines Mannes loswand, von den Knieen eines Mannes emporsprang, und da er seine Tochter erkannte. „Element!" rief er; und Todtenblässe und dunkle Glut wechselten auf seinen Gesichte ab. Er hob, mit einem wüthenden Fluche, das Pistol gegen Robert, drückte ab, ehe ein Mensch es hindern konnte, und streifte Roberts linken Arm. Er hob das zweite Pistol. Der Major schlug es ihm aus der Hand. Hier trat Robert vor, mit edlem Trotz. „Herr General, ich bin kein Räuber, ich bin kein Verführer. Sie hätten ein Mörder werden können."

Der General wollte dem Major den Degen entreißen. Jakobine lag im Stuhle, in tiefer Ohnmacht; so hatte der Schuß sie erschreckt.

Der Major winkte Roberten, zu gehen; aber der stellte sich vor den wütenden Vater hin, um sein Hierseyn zu vertheidigen. Der General

kämpfte noch immer mit dem Major. Der Bediente wollte fort, um Hülfe zu holen. Robert vertrat ihm den Weg, mit dem Pistol, was dem General entfallen war, in der Hand. „Aus dieser Thüre geht kein Weg!“ rief Robert — „kein Weg, so lange ich lebe, bis dort das Fräulein in Sicherheit ist.“

„Hölle und Teufel!“ rief der General, und schickte alle seine Paradeflüche hinterher, als er Roberten das sagen hörte. Der Major rief Roberten zu, er solle gehen. Robert, statt der Antwort, schloß die Thüre inwendig ab, und steckte den Schlüssel in die Tasche.

„Ich soll gehen, und soll das Fräulein dort dem Zorn ihres Vaters überlassen? Nimmermehr!“

Der General fluchte auf's neue, und stürzte auf Roberten los. Robert war, mit einem Satze, auf einem Tische, und von dort auf einem hohen eichenen Schranke, wo er ganz vollkommen sicher war.

Hier schlug Jakobine die Augen auf. Sie sah Roberten nicht mehr. „O! liebster Vater!“ rief sie knieend.

„Himmel! Teufel! Hölle! Sie soll nicht eine Minute länger leben! Den Degen!“

„Jakobine!“ rief Robert, und war vom Schranke auf dem Tische. Er hob sie hinauf; er stieg ihr nach; er half ihr auf den Schrank;

er schwang sich ihr nach. Sie standen beide auf dem Schranke, und Robert hielt lange Reden herab, die der General mit seinen Flüchen beantwortete.

Der Major warf endlich, da er sich nicht länger retten konnte, seinen Degen zum Fenster hinab in den Garten, und als er nun die Liebenden oben auf der Tribune sah, und Roberten hörte, der dem General lange Reden hielt über die Mäßsigung des Zorns, und mit einem Ernst, der aber sehr ruhig war, versicherte, er müsse erst Jakobine in Sicherheit wissen, ehe er den Schlüssel hergäbe, fing er unbändig an zu lachen.

Hier pochte Jemand von außen an die Thüre. „Wer da?“ rief der Major. — „Bernhard!“ war die Antwort.

„Mein Großvater! Gott Lob! Gott Lob!“

Der Großvater hatte Roberts Unruhe recht wohl gesehen, von ihm selbst gehört, daß Jakobine unsichtbar war. Heute hatte er ihn wundersam geschäftig gesehen. Er hatte Papiere zerrissen, geordnet, hatte einen kleinen Mantelsack gepackt und Geld eingesteckt. Der Großvater schwieg, und ließ ihn nicht aus den Augen. Spät Abends sah er ihn heimlich wegschleichen. Der Alte schlich ihm nach. Er ging gerade in des Generals Garten. Hier aber verlor er ihn aus den Augen. Der Alte schlich ums Bosket her. Darauf hörte er einen Schuß fallen. Er eilte der

Gegend zu, woher der Schall kam, hört das laute Gespräch im Gartenhause, Roberts Stimme, des Generals Stimme. Auf einmal öffnet sich ein Fenster, ein Offizierdegen kommt herab. Dann hörte er des Majors lautes Gelächter. Er pochte jetzt.

Robert warf dem Major den Schlüssel herab, nachdem er ihm sein Ehrenwort abgenommen hatte, daß er Niemanden hinauslassen wolle. Der Major schloß auf, und Bernhard kam herein. Der Major schloß hinter ihm wieder ab.

„Was Teufel, Euer Exzellenz, was machen Sie denn hier in dieser Dunkelheit? Ich hörte doch Roberts Stimme.“ Hier leuchtete der Bediente in die Höh, dem Schranke zu. „Alle Wetter!“ schrie der General — „Element! Teufel! Herr, ich habe für Sie eine große Hochachtung; aber da Ihr Enkel, dieser Satan — herab da! herab da! sag' ich!“

Bernhard sah hinauf, und er sah den Schrankaufsatz — Jakobine, reizend gekleidet, wie eine junge Frau, die man aus dem Bette gejagt hat, und die bei jedem Fluche ihres Vaters, sich dicht an Roberts Brust drängte — und nun ihn selbst, diesen edlen Jungen, der, wie von einem Throne, da oben herab kommandirte — und den General unten in mächtigen Sätzen umher springend, und fast in Verzweiflung, daß Robert und seine Tochter so sicher waren. Er konnte

sich des Lachens immer weniger erwehren, je länger er hinaufsah. Er lachte anfangs heimlich; aber endlich brach er aus; der Major half, und der Bediente sogar lachte.

„Teufel! Hölle! mir ist nicht lächerlich!“ rief der General donnernd.

„Welch ein Narr lacht da“, rief Robert herab — „bei der fürchterlichsten Szene, wo ein Fremder die Tochter gegen den Vater vertheidigen muß!“ Jakobine, so angst sie war, lächelte doch ein wenig in ihr Halstuch hinein.

„Euer Exzellenz,“ sagte Bernhard endlich — „ich schlage eine Kapitulation vor.“ Der General aber fing wieder an furchtbar zu toben. Er suchte die Thüre zu sprengen. Jakobine schrie laut. Robert versicherte dem General, ehe er nach Haus käme, ehe er einen seiner Leute aus dem Schlafe weckte, sey er mit Jakobinen in Sicherheit. „Meine Pferde, Herr General, stehen beide gesattelt.“

„Der Teufel!“ rief Bernhard — „wußte ich doch nicht, warum der Tollkopf die Pferde heute Abend sattelte. Einhohlen thut ihn Keiner, Ihre Exzellenz.“

„Ich habe Geld, ich habe Muth!“ rief Robert — „ich kenne die Wege. Ich bin morgen früh zehn Meilen von hier. Und hätte ich nur eine Viertelstunde, Herr General: so bin ich in

Sicherheit. Fragen Sie meinen Großvater, ob er mich neulich erkannte?“

„Zum Henker, Ihre Exzellenz, er kann Ihnen mit Fräulein Jakobinen begegnen: Sie kennen sie nicht!“

Mit dem letzten, aber dem heftigsten Fluche, und einem Fußstoß auf den Boden, sanken dem General die Arme nieder und der Zorn. „Geh an den Galgen, Schurke, und laß mir meine Tochter!“

„Sie geben mir Ihr Ehrenwort, daß Sie ihr nicht ein Wort sagen wollen?“

„Unerhört! o unerhört! Der Bösewicht, der Verführer meines Kindes muß mir Gesetze vorschreiben! und hier stehen Menschen, die ihm beistehen! und ich bin entwaffnet!“

Hier nahm Bernhard den General allein. Er bat ihn, er beschwor ihn, ruhig zu seyn. Er stellte ihm vor, daß jetzt die Sache noch ein tiefes Geheimniß sey, daß der Major auf sein Ehrenwort versichern würde, die Sache zu verschweigen. Der Bediente sey in seiner Gewalt, und ein ehrlicher, treuer Mensch; Jakobinens guter Ruf stehe auf dem Spiele.

„Der Teufel!“ brüllte der General. — „Es steht mehr auf dem Spiele!“ setzte er leiser hinzu — der Major eben ist Jakobinens Bräutigam.“

Endlich nach langem, langem Zureden Bernhards, bei dem eben auch dem General sehr zu rechter Zeit einfiel, wie sehr dieser ihn in seiner Gewalt hätte; nach den Ehrenversicherungen des Majors, daß diese Begebenheit mit ihm begraben werden sollte, nach — des Generals Zorn brach immer wieder durch — versprach endlich der Vater auf sein Ehrenwort, daß er seiner Tochter verzeihen wolle. „Sie soll kein Wort darüber hören!" rief er — „und kann er sie wieder hier in dieses Gartenhaus locken: so gebe ich ihm mein Ehrenwort: ich will ihn nicht stören."

Der Major mußte sich verbürgen für die Ausführung der Kapitulazion. Bernhard verbürgte sich auch dafür. Sie versprachen auch Beide, Jakobine nach Hause zu begleiten, und die Nacht bei dem General zu bleiben.

„Nun übergieb die Vestung!" sagte Bernhard.

„Gott! Jakobine!" sagte Robert, und betrachtete sie — „Verstehn Sie mich, Jakobine?"

Sie winkte mit den Augen. Robert hob sie von dem Schranke herab. Im Herabheben berührten sich ihre Lippen, und Beide flüsterten: „Treu! Treu!" Sie gab dem Major ihren Arm. Das Gartenhaus wurde geöffnet. Der General ging mit Bernhard, noch immer von Zeit zu Zeit fluchend; der Bediente mit der Laterne vor-

aus. Und Robert kam hinten nach. Er sagte, nach Hause gehend: „Wäre sie mit mir gegangen: jetzt wären wir schon in Sicherheit. O Jakobine! welch eine Nacht!“

Am andern Morgen erscholl das Gerücht: Generals sind diesen Morgen um vier Uhr nach der Residenz abgereist.

Sophronie entdeckt ihre Liebe.

Nicht allein des Großvaters Blicke hatten den Jüngling beobachtet. Der Blick der Liebe ist noch besorgter. Sophronia hatte Roberten ebenfalls packen sehen. Sie fürchtete, wie der Großvater, er möchte davon gehen. Sie wußte von ihm sogar, daß der General Jakobine mit dem Herrn von Urau verlobt hatte. Sophronie war in einer unbeschreiblichen Unruhe, ihn auf ewig zu verlieren! auf ewig! denn er floh mit Jakobinen. Es kostete ihr nur einen Wink, ein verlornes Wort: so wußte es der Großvater, und — er mußte bleiben, und ihre Hoffnung; und wenn auch die nicht, doch ihr einziges, so kleines Glück, seine Gegenwart war gesichert. Aber sie dachte nicht einmal daran, ihn zu verrathen.

Der Großvater, dessen Wege sich heute vielfach mit den ihrigen durchkreutzen mußten, fragte

sie: „Was ist dem Jungen, dem Robert, Sophronie? Was bedeutet sein Treiben? seine Unruhe?“

„Sie kennen ihn ja, Großvater,“ sagte sie ruhig, aber mit angstvollem Herzen — „wie er ist! wie ihn alles ergreift!“

Ach, sie war noch mehr ergriffen, als er! Da er am Abend aus dem Hause ging, empfingen ihn im Dunkel ein Paar Arme. Es war Sophronie. Sie drückte ihn an ihre Brust, sie sagte mit verhehltem Schluchzen: „Gute Nacht, Robert!“ Er, in dem Gefühle seines Scheidens vom väterlichen Hause, umfaßte sie inniger. „O Sophronie!“ sagte er — „lebe wohl! gute Nacht! tausendmal gute Nacht!“ Er drückte den Kuß des Abschieds für Alle auf ihre Lippen. Er war unbeschreiblich bewegt. Er konnte sie nicht aus seinen Armen lassen, und seine, der Liebe so ähnliche Begeisterung entzündete die Flamme noch heftiger in ihrem Busen. Seine Küsse brannten auf ihren Lippen mit verrätherischer Glut. Sie genoß der kurzen Täuschung bitteres Glück in seinen Armen, an seiner Brust. Dann riß er gewaltsam sich los, und verschwand. Sophronie ging in ihre Kammer, und hier saß sie stumm, mit den heißen Lippen seines Abschiedskusses, der ihr Unglück besiegelt hatte.

Sie legte sich nicht zu Bette. Wie hätte sie schlafen mögen in dieser langen Nacht des Schei-

dens, da sein Abschied noch auf ihren Lippen brannte, noch in ihrer Seele nachzitterte!

Sie legte sich in das offne Fenster. Da sah sie — eine Gestalt daher schleichen. Es war Roberts Gestalt. Himmel! ihr Herz pochte vor Freude. Er kam näher. Er wars. Sie schlich hinab. Sie öffnete ihm leise das Haus.

„Gute Sophronie," sagte er — „schaffe mir Licht." Sie kam mit Licht, dessen Schein sie hinter ihre Schürze verbarg, auf sein Zimmer. Da stand er, seinen Rock abgeworfen, und von seinem Arme rann ein Strom Blut.

Sie erstarrte. Sie öffnete den Mund, um aufzuschreien. Er winkte ihr; sie schwieg, und erblaßte nur. „Hilf mir ein wenig!"

Sie näherte sich mit zitternden Händen; sie sah ihn mitleidsvoll in's Auge; sie forschte schweigend nach seinen Gesichtszügen, ob er Schmerz fühlte. Sie hatte das Herz nicht, ihn darum zu fragen.

Sie wurde immer blässer, da sie sein Blut fließen sah; aber sie sammelte alle ihre Kräfte, sie stellte ihren Geist gleichsam als Wache über ihre Schwäche, über ihr Mitleiden, über die Furcht des Mädchens.

Lächelnd sah er sie an. „Es ist nichts! gute Sophronia, nichts! die Kugel streifte den Arm. Ich habe ihn nur ein wenig angegriffen, das machts!"

„Die Kugel? eine Kugel? O Robert, sie hätte auch deine Brust treffen können!“

Sie erschrack so heftig vor dieser Idee, daß sie anfing zu zittern. „Verbinde mich doch!“ sagte er — „Eile! eile!“

Nun raffte sie ihre Stärke wieder gewaltsam zusammen. Sie trocknete das Blut, sie verband ihn mit ihrem Halstuche, das sie abnahm. Dann lächelte sie ihm zu, um ihm Muth zu machen; aber ihr Lächeln war eine Rose, die auf einem Grabe blüht. „Ich bin müde,“ sagte er — „sehr müde.“ Sie half ihn noch ausziehen; nun ging sie. Er legte sich nieder. Dann schlich sie an seine Thüre, die sie offen gelassen hatte, und horchte hinein, ob er schliefe.

Sie schlich ohne Schuhe wieder in seine Kammer. Sie verbarg das Licht hinter einen Folianten, und setzte sich dann an sein Bett, um ihn zu bewachen.

Robert hatte sie wohl wieder herein schleichen hören; aber er wollte sie nicht sprechen, er wollte an Jakobine denken. Und doch störten ihn Sophroniens leise Seufzer in dem Strome seiner Gedanken. Bei jedem lauten Athemzuge lehnte sie sich über ihn, um zu sehen, ob ihm nichts zustieße. Diese Liebe rührte ihn ungemein; aber endlich schlief er doch von den vielfachen Empfindungen des heutigen Tages ermattet ein.

Er wurde erweckt von einer gelinden Berührung. Er öffnete nur ein wenig das Auge, und da knieete Sophronia an seinem Bette, und berührte mit ihren warmen Lippen seine Hand, die auf der Decke lag. Er sah das blasse Gesicht bei dem bleichen Schimmer des Lichtes; er sah Thränen in ihren Augen. Er wurde seltsam gerührt durch ihre Freundschaft. Sie berührte noch einmal mit ihrem Munde seine Hand. Dann flüsterte sie leise: „O Robert, die liebt dich nicht! o wie könnte die lieben! wie? O ich allein, ich liebe dich! doch stumme Nacht bedeckt mein Herz und meine Liebe, und — o wann das Grab?“ Hier stand sie auf, und mitten in dem Schmerze vergaß sie doch Roberten nicht. Sie schlich leise in's Zimmer, und sagte leise, mit einer hohen Rührung: „O, wann das Grab? wann?

So blieb sie stehen, den Blick auf den Boden geheftet; dann hob sie ihn wieder zu Roberten empor. „O schlaf! schlaf!“ sagte sie, ihn mit der Liebe sanftem holdseligen Lächeln betrachtend — „schlaf! O deinem Herzen nahe nie meine Unruhe, nie mein langer Gram!“ Sie trat wieder an das Bett. Sie nannte ihn in spielendem Schmerze: „Mein Robert!“ Und Roberts Herz fing an, mächtig, mächtig in seiner Brust zu schlagen. —

Daß Strauch sich nicht geirrt hatte, das wurde jetzt Roberten klar. Sophronia

liebte ihn. Er bewunderte die Großmuth, womit sie ihr Geheimniß bedeckt hatte. Jetzt konnte er den Grund zu dem Widerwillen finden, den sie immer gegen Jakobine gefühlt hatte. Er wendete sich, wie im Schlafe um. Er gab des armen Mädchens Liebe eine Thräne, die er nicht verhindern konnte.

Er hörte die Uhr schlagen; es war fünf. Wie hatte Sophronia die Kälte der Nacht ertragen? Er that, als erwachte er jetzt: „Bist du noch hier, liebe Sophronia?“ fragte er, ihr die Hand aus dem Bette entgegen streckend, mit einer größern Freundlichkeit, als er je gehabt hatte.

Sie ergriff seine Hand. „O wie ist dir? wie ist dir Robert?“

„Wohl. Du bist noch hier?“

„Eben bin ich aufgestanden, und im Vorübergehen wollte ich sehen, ob du etwas haben wolltest.“ Sie verbarg ihm, daß sie die Winternacht ihn bewacht hatte. Er fühlte ihre Hand, die eiskalt war. Er drückte die Hand an seine Brust. „Ich will sie wärmen, liebe Sophronia,“ sagte er. Und mit einer schnellen Bewegung, von der er sich selbst keine Rechenschaft geben konnte, drückte er die Hand an seine Lippen, mit einer fast liebenden Innigkeit. „Sophronia,“ sagte er schnell und erröthend, um diese Seltsamkeit zu entschuldigen — „du hast diese Nacht bei mir gewacht. Ich fühle es ja an dieser kalten, eisigen

Hand. O, gute Sophronia! gute, liebe Sophronia!" Er legte ihre Hand auf sein schlagendes Herz. In seiner Brust ging etwas vor, was die Natur verantworten mag. Er fühlte für des Mädchens Liebe eine warme Dankbarkeit; aber die Aeußerung dieser Dankbarkeit war wärmer, als das Herz.

Sophronia war einmal glücklich. Sie verband seine Wunde noch einmal, und dann flog sie, mit einem neuen, seligen Gefühl, an ihre Geschäfte.

Der Sieg der Leidenschaft.

Am Morgen früh, kam zu gleicher Zeit die Nachricht von Generals schneller Abreise, Robert mit seinem blutigen Aermel, aber einem lachenden Gesicht, Sophronie auf den Flügeln eines neuen Glücks schwebend, und der Großvater, mürrisch und finster, vor Ohr und Auge der Großmutter. Sie wußte nicht, wozu sie zuerst greifen sollte; doch die Liebe zog sie bald am mächtigsten an. „Was hast du? Robert, was ist das? — Was ist das?" fragten sie jetzt Alle.

„Eine kleine Wunde. Sophronie hat sie schon gestern verbunden. Es ist nichts."

„Das war also der Schuß?" sagte der Großvater — „Und du meinst, es ist nichts? Sechs

Zoll weiter seitwärts, junger Mensch, und um dich her stände eine trostlose Familie, über den Leichnahm eines blühenden Jünglings sänke verzweifelnd eine Mutter! das ist nichts?"

Anne erblaßte; sie umarmte ihren Sohn, als wäre ihm eben das Leben geschenkt.

„Aber was hat er denn gemacht? Wer hat ihn denn verwundet? Was ist denn?" fragte die Großmutter.

„Es ist nichts! wird er wieder sagen: Nichts! daß der Vater seine Tochter in dem Arm eines Mannes findet, mitten in der Nacht, außer dem Hause; nichts, daß der unglückliche Vater das tödtliche Gewehr gegen einen Knaben erhebt, und gegen seine eigene Tochter. Wenn du auch deines Herzens sicher bist, junger Mensch: bist du denn auch des Zufalls, der Herzen Anderer, des Schicksals, des harten, des rächenden Schicksals sicher? Wie? Robert, du zitterst noch nicht? Wie? Wenn nun die Kugel, statt deines Arms, die Brust Jakobinens traf? wenn nun der Zorn des wüthenden Vaters seine Tochter für straffälliger hielt als dich, und zielte und traf? Und die Leiche der Tochter, des Mädchens, das du liebst, das deine Leidenschaft, und das Spiel deiner üppigen Phantasie in Liedern, in Gedichten, im Gespräch verführte, wenn sie nun, mit der gräßlichen Todeswunde in der Brust, vor dir läge, und der trostlose Vater, der Mörder seines einzigen

Kindes, verzweifelnd daneben: du wärest kein Mensch, wenn des Entsetzens lähmender Arm nicht deine Seele verderbend ergriffe, wenn die Verzweiflung nicht deine Hand mit dem Tode gegen dich selbst bewaffnete! du wärest kein Mensch! Und könntest du es dennoch überleben: so würdest du, wie der erste Brudermörder, über die ganze Erde trostlos irren, geächtet von allen Menschen, verstoßen von jedem Herzen, von dem Herzen deiner Mutter selbst; ohne Heimath, ohne Liebe, ohne Freundschaft, ohne Namen, mit der giftigen Schlange der Reue in deiner Brust! Junger Mensch, hast du das gedacht, als du spielend, trotzig, prahlerisch, das gefährliche Schicksal zu deinem Spielwerke machtest? Dachten Sie an diese Stunde, Mama, da Sie in des Knaben Brust die Versuchuug zu diesem Unheil, den Keim zu diesem Tage legten?"

Der Großvater stand da, wie ein zürnender Gott, hoch aufgerichtet, mit majestätischer Stellung und mit flammendem Auge. Alle waren sie erblaßt. Die Großmutter erhob die Hände betend gen Himmel, und rief mit leiser Stimme: „O, vergieb mir, Rächer und Vater!"

Robert war zusammen gesunken. Das demüthige Haupt hing tief auf der Brust, die Hände hingen gefalten tief herab. Das verloschene Auge war auf den Boden geheftet. Das Gesicht war bleich und erstarrt.

Sophronia faßte seine beiden Hände. Er fühlte es nicht. „Robert!“ rief sie — „ich bitte dich! fasse dich! es ist nicht wahr, was er sagt!“

„Mädchen, es wäre nicht wahr?“ rief Bernhard.

„Nein, es ist nicht wahr! denn ich will mit ihm gehen, wenn er fliehen muß! Die Liebe soll ihn begleiten, die Freundschaft, die heiligste Sorge. Ich werde ihn nicht verlassen. Nein! nein! o nein! Robert! niemals! Ich will dich erheitern, hier an diesem treuen Herzen soll dein Haupt ruhen.“ Mechanisch war Roberts Haupt auf Sophroniens Schulter gesunken.

Dieser wahre, innige Ausdruck einer schönen Leidenschaft ergriff mit seiner Allmacht Aller Herzen Sie sagte diese Worte mit leisen, aber herzdurchdringenden Tönen. Ihr Auge, das von Thränen überströmte, funkelte in ihrer Phantasie. Ihre Arme, womit sie Roberten hielt, zitterten, ihr Busen hob sich. Es war, als wollte sie mit ihm den Schooß der menschlichen Gesellschaft verlassen.

Anne näherte sich zitternd; sie umfaßte Sohn und Tochter, und sagte: „Liebe soll ihn begleiten. Ich und du, Sophronia!“

„Und ich! rief die Großmutter, voll heißer Liebe. Da wurde das Herz der Männer erweicht. Vater und Großvater umarmten den Sohn. Sie

vergaben, sie liebten; der Schmerz ward eine feine geistige Freude; die Reue wurde ein himmlischer Genuß.

Robert richtete sich von Sophroniens Brust empor. Er breitete die Arme aus nach seinem Großvater. Er sank an seine Brust. „O liebst du mich noch, theurer Vater?“ sagte er — „O kannst du noch den leichtsinnigen Jüngling, der alles vergaß, achten?“

Hier schloß Bernhard ihn enge an sein Herz, und Robert sagte: „Fahre hin, Stolz! Mein Vater! meine Mutter! o Ihr Alle! o Sophronia.“ — Er sah sie schweigend und bedeutend an. Dann wendete er sich an seinen Großvater. „Von nun an will ich dir folgen! Ohne Bedingung dir! dir! dir! Ich verspreche es dir!“

Der Großvater nahm seinen reuigen Enkel allein; er hörte nun, was er eigentlich unter seiner Reue verstanden hatte. Nicht etwan, die Liebe gegen Jakobine, oder die Hoffnung aufzugeben, sie zu besitzen — nein! — sondern er hatte nur den Entschluß fahren lassen, sie zu entführen, sie gegen den Willen ihres Vaters zu sehen. Das versprach er seinem Großvater, und sein Großvater versprach ihm dagegen, nach einiger Zeit ihn zu überzeugen, daß er Jakobine so wenig, als Jakobine ihn geliebt hätte.

Das mußte Robert doch mitleidig belächeln. Indeß, der Großvater beschloß nun, das Eisen zu schmieden, weil es noch warm war. Er und Reinhold entdeckten nun Annen und der Großmutter den Plan, den sie vom Anfang an gehabt hatten, aus Beils Enkelin und Roberten ein Paar zu machen.

Die Großmutter hatte, nach Roberts Verwundung, ihre stolzen Ideen und den letzten Artikel des Testaments aufgegeben, und die Enkelin des reichen Bankiers war gar nicht zu verachten. Der General wird sehen, daß wir mit unserm Robert doch wohin wissen, ohne seine Jakobine," sagte sie seufzend.

„Gott sey mir gnädig! Mama, können Sie denn nicht das reine Gold verarbeiten, ohne einen Zusatz von schlechtem Kupfer?" —

Der reiche, der stolze Bankier brachte seine Enkelin, ein liebenswürdiges, einfach erzogenes Kind. „Hier, hier" sagte Beil mit finsterm Blicke — „übergebe ich dir, Bernhard, den letzten Keim meines Glückes. O du hattest Recht! Ich habe gebüßt, ich habe schwer gebüßt, daß ich dir nicht glaubte."

„Pst!" rief Bernhard: denn die Mama trat neugierig näher.

Madame Beil, blaß, fast von Kummer aufgerieben, hing weinend in Annens, dann in Reinholds Armen. „Ach," sagte sie weinend

— „lieber Reinhold, wir hatten ja in Ihrem Hause gelernt, daß Unschuld die Quelle des Glücks ist, und wir suchten es dennoch in dem Range! Hier ist meine Enkelin, sie heißt, wie Sie, Annette.“

Es war eine trübe Stunde, da sich die beiden Familien wieder sahen, die einander so theuer waren; eine trübe Stunde, da die eine, Bernhards Familie, der andern nichts als Glück, und Beil Bernhards nichts als Unglück zu erzählen hatte.

Beils waren sehr unglücklich gewesen. Ihre beiden Kinder, ein Sohn und eine Tochter, sollten steigen. Die Tochter war für einen Günstling des Fürsten bestimmt. Der Fürst selbst hatte sich für diese Verbindung interessirt. Das Mädchen liebte — liebte ihren Lehrer. Sie war erst funfzehn Jahre alt. Der Lehrer war ein edler Mann; er verließ das Haus. Die Tochter warf sich ihren Eltern zu Füßen. Man hörte sie nicht; man verspottete ihre Liebe. Weiter kam Beil in der Erzählung nicht. Er schwieg stumm.

„Nun denn? wie weiter?“ fragte Bernhard.

Beil stand auf. Er zeigte auf den Boden. „Sie ist todt! der Kummer brach ihr Herz, das Elend, der Jammer, die Noth!“ sagte er und trocknete sein Auge.

Der Sohn heirathete nach dem Wunsche der Eltern, sie fürchteten jetzt, ohne Liebe. Er starb

bald; die Ehe war nicht glücklich. Annette war sein einziges Kind. Sie brachten es Bernharden mit Augen, die selten trocken wurden.

Da trat Robert in das Zimmer. Als Madame Beil den Jüngling erblickte, mit dem muthigen Gesicht, mit der blühenden Gesundheit, mit dem Glück auf dem Gesicht, als sie das Band der heiligen, friedevollen Liebe sah, das Aller Herzen umschlang; da weinte sie laut, laut! Aber sie umfaßte Robert, der nicht wußte, wie er zu der zärtlichen Umarmung dieser vornehmen Dame kam; sie umfaßte ihn, dem sie als Kind in ihren Armen getragen hatte, und der — der — o das dachte sie mit einem herzauflösenden Triumphe — der ihre Enkelin glücklich machen sollte.

„Mein Freund Beil," sagte Bernhard — „deines Vaters Freund Beil, und seine Familie."

„Beil!" rief Robert, und er lag vor Madame Beil auf den Knieen, und küßte ihre Hand, und überhäufte sie mit den zärtlichsten Namen; denn sein Vater hatte ihm so oft von Madame Beil erzählt.

Das unglückliche Paar erheiterte sich wieder hier in dem Tempel des Friedens, unter den Freuden einer glücklichen Häuslichkeit, in dem Genusse eines mäßigen Glücks. Annette blieb gern hier. Sie hing sich sogleich an Sophronie und Anne. Sie war funfzehn Jahre, ein reizendes We-

sen; sehr sorgsam erzogen, und noch ganz in dem Reize der kindlichen Unschuld.

Der Großvater hatte Lust, schon ein Te Deum anzustimmen: so viel machte sich Robert mit den beiden Mädchen zu thun; aber es war nichts, gar nichts anders bei Robert, als dem Kinde das Gute zu vergelten, was sein Vater in ihrem Hause genossen hatte. Er ließ sich desto unbesorgter mit Annetten ein, je weniger er ahnte, was man mit ihm und Annetten vor hatte. Der Großvater hatte sie Alle, besonders die Mama, verpflichtet, sich gar nicht in das Spiel der jungen Leute zu mischen, noch weniger Roberten merken zu lassen, was man von ihm wünsche.

Alles ging nach Wunsch. Der Großvater, der denn doch ganz heimlich seine Hände mit ins Spiel brachte, bat Roberten, der Lehrer der beiden Mädchen zu werden in manchem, was wenigstens Annetten noch fehlte, deren Erziehung nur auf den Besitz der schönen Talente angelegt war.

Sophronie wußte er durch die Großmutter von dem Unterrichte abzuziehen. Annette und Robert blieben allein, und da Robert nun einmal, wenn er unterrichten sollte, gern an der Seite eines von Höhen stürzenden Bachs unterrichtete; oder in einer einsamen Felsengegend, oder in einer Grotte, oder oben auf dem Hügel in einer unermeßlichen Aussicht: so — war er mit An-

nette n ganze Stunden allein, bis Sophronia, die mit Blitzesschnelle alle Aufträge der Großmutter ausgerichtet hatte, ihn wieder aufsuchte.

„Wenn das nicht hilft:“ sagte Bernhard — „so geht nichts.“ Aber er irrte sich ganz und gar. Hätte Robert — ein Mädchen lieben können: so wäre es Sophronia gewesen. Annette war seine fleißige Schülerin, die sehr genau zuhörte, den Willen hatte zu lernen, und lernte; aber sie staunte Roberten nur an, wenn ihn irgend eine große Idee ergriff, wenn nun sein Herz entbrannte und überwallte, und er nun redete, als wäre ein anderes Reich des Lebens ihm aufgethan, als sähe er die Geister der edlen Vorwelt. Dann sah sie lächelnd nur ihn an, ohne zuzuhören. Die Idee ergriff sie nicht, sondern die Wirkung, die Begeisterung Roberts. Sie wurde nicht begeistert; aber sie fühlte nur die Gegenwart eines höhern Menschen.

„Ach,“ sagte sie dann — „wie ist das schön, wie Sie reden, Robert!“

Oh! wie erhaben war es, was du redetest! sagte Sophronia. Sophronia wurde ernster, wenn er so sprach, ihr Auge fing an zu funkeln, ihre Brust hob sich langsamer und höher, die Wangen färbten sich röther, das Auge wurde naß. Sie sah die Geister, die er sah. Sie faßte seine Hand, sie theilte seine Begeisterung. Sie

sagte nur ein Paar Worte, aber diese Worte hatten einen tiefen Sinn.

Annette sah lächelnd von Einem auf den Andern. Der Anblick der beiden Begeisterten war ihr ein Schauspiel. „O," sagte sie oft nachher, und legte das freundliche Köpfchen an Sophroniens hochbewegten Busen — „o welch ein Mädchen bist du! o welch ein Mensch ist Robert! Ja, der Himmel hat in Eure Brust ein Paar gleiche Herzen gelegt. O Robert, Sie haben gewiß Sophronie lieber, als alle Menschen auf der Erde? und Sophronia? nicht wahr? — o dir sieht man es an, wie lieb du ihn hast!"

Das kleine Ding saß da in ihrer Unschuld, und erzählte Sophronien von Robert, wie gut er sey; wie so edel, wie nur — er der Mann sey, der Sophroniens Herz verdiene, den nur Sophroniens Herz glücklich machen könne. Sie sagte ihr, was er von ihr gesprochen, jedes Wort, was er zu ihrem Lobe gesagt hatte. Und Sophronia umfaßte das schmeichelnde Mädchen, das von der lächelnden Lippe den Himmel in ihren Busen strömen ließ, mit inniger Liebe, weil sie ihr das Geheimniß ihrer Liebe zu Robert verschweigen mußte.

In eben der Unschuld, saß auch Annette bei Robert, und erzählte; und nun gingen die lieblichen, geschwätzigen Lippen noch rascher, weil sie Sophronie so liebte. Sie erzählte Roberten, was Sophronia von ihm gesagt hatte, und sie verrieth ihm alle die kleinen Geheimnisse, die ihr ruhiger und forschender Blick aus Sophroniens Herzen stahl, was Sophronia in der hohen Bewegung der Leidenschaft ihr selbst verrieth; — das alles verrieth sie Roberten, in argloser, nichts besorgender Unschuld.

Robert erfuhr nun, wie Sophronia von ihm dachte, mit welcher Zartheit sie für ihn fühlte, wie verschwiegen sie ihre Liebe bewahrte, und wie dennoch die Flamme aus dem verschlossenen Herzen hervordrang. Er erfuhr von Annetten Sophroniens geheime Gedanken, ihren stillen Fleiß, den Umfang ihrer Kenntnisse, den er nicht gekannt hatte.

Er lernte jetzt selbst bei diesem Unterrichte, wobei Sophronia freier war, als ehedem bei ihrem eigenen, die Stärke ihres Geistes, die schöne Harmonie ihrer Seele kennen. Er erstaunte, da ihm Annette heimlich Sophroniens Aufsätze zeigte, in welchen die Flammen eines ho-

hen Dichtergeistes wehten. Er lernte Sophroniens Liebe, er lernte ihren Geist kennen.

Er fand sich sogar einmal auf dem Wunsche, daß seine Großmutter sein Herz nicht möchte in Bewegung gebracht haben.

Aber er liebte Jakobine, das fühlte er in jeder Bewegung seines Herzens, in jeder Bewegung seiner Phantasie, so sehr er auch Sophronie achtete. Er liebte nur Jakobine. Annettens Ankunft hatte ihn zerstreut. Der Unterricht der beiden Mädchen, sein häufiges Zusammenseyn mit ihnen hatte seiner Phantasie nur für eine Zeit lang eine andere Richtung gegeben. Sein Entschluß, von der Zeit sein Glück zu erwarten, das Versprechen, das er seinem Großvater gegeben hatte, nie wieder Jakobinens Glück auf das Spiel zu setzen, hatte anfangs in seiner ganzen Stärke gewirkt. Aber eben darum, weil er nicht einsah, auf welchem Wege Jakobine zu erlangen wäre, fing es nun auch an, ihn nach und nach immer mehr zu beunruhigen.

Er hatte keine Nachricht von Jakobinen, er konnte auch, seinem Versprechen nach, gar keine erhalten. Anfangs zwar, da sein Versprechen noch mit der ganzen Stärke wirkte, hatte er Jakobine, und den Gedanken auf ihren Besitz aufzugeben gesucht; aber das war unmöglich, ganz unmöglich. Er fühlte sogleich sein Leben, sein Herz, sein Glück unter der Last dieser Vorstellung

erliegen. Er mußte sein Herz wieder mit neuer Hoffnung erwärmen.

Er lief das Leben und alle seine Zufälle durch; aber er fand nichts, woraus er Hoffnung schöpfen konnte, wenn er ruhig bliebe. Und doch hatte er sich diese unzerreißliche Fessel, durch das Versprechen, seinem Großvater ohne Bedingung zu folgen, angelegt.

Sein Großvater, der ihn mit so viel Eifer um Annette her beschäftigt sah, glaubte schon den Sieg gewonnen zu haben. Doch nach und nach sank Robert, anfangs Niemanden bemerkbar, als Sophronien, in eine stille Schwermuth, die aber immer zunehmen mußte, je weiter er sich von der Hoffnung entfernt sah, Jakobine wieder zu sehen.

Sein Großvater, der in der Residenz gewesen war, kam zurück, und ließ die Nachricht fallen, daß Jakobine vielleicht bald Braut seyn könnte. Er sah nicht, wie Robert erblaßte, wie stumm er blieb, wie finster er hinausging. Und als ihn Anne darauf aufmerksam machte, sagte er: „Das ist er schon länger! Er ist schon länger so stumm, so finster, so kummervoll. Ich denke, wir haben gewonnen. Wäre er noch der Alte: so mußte er aufspringen, und wie gewöhnlich oben hinausfahren bei meiner Nachricht. Nein, dahin geht er stumm, um die Nachricht — denk ich —

mit andern Empfindungen in seinem Herzen erst auszugleichen."

Herr Bernhard irrte sich. Er schob Roberts Gram auf eine keimende Liebe gegen Annette, mit der er — das war gewiß — viel vertrauter umging, als mit Sophronien. Und Annette — das liebe, unschuldige Mädchen! wußte ja auf der Welt nichts lieberes, als Robert und Sophronie. Kam Robert nach Hause: so flog sie ihm mit offnen Armen entgegen, nicht weil sie so sehnsuchtsvoll auf seine Zurückkunft geharrt hatte, sondern aus gutmüthiger Theilnahme, weil sie Sophronie hatte so unruhig seine Zurückkunft erwarten sehen. Es war nichts, als ihre natürliche, schöne Güte des Herzens, die Herr Bernhard für Liebe hielt.

Die Großmutter winkte Herrn Bernhard oft bedeutend zu; denn Robert nahm die ihm entgegen fliegende Annette in seine Arme; er konnte ja nicht anders, er mußte dem freundlichen, lächelnden Gesichte wieder zulächeln; er mußte das liebe, gutartige Kind an sich drücken; denn leise sagte sie ihm ins Ohr: „Nun wird Sophronia recht glücklich seyn, nun Sie da sind. Ich freue mich recht!" Und nun zog sie ihn auch hinaus, wenn er recht freundlich war, in die Laube, wo Sophronia war. Und Bernhard sah ihnen lächelnd nach, und sagte: „Das brennt! das brennt!" Und die Mama sagte:

„Lieber Gott, das junge Volk! Mich soll nur wundern, wenn er des Mädchens Vermögen einmal hat, was er dann angeben wird.“

„Ach!“ rief Bernhard — „Gar Blei Zusatz zum reinen Golde, der Teufel!“

„Sieh, Reinhold,“ sagte er — „Robert liebt das Mädchen, das ist sichtlich, das ist Blinden sichtlich; und Sophronia — das ist wunderbar, das hätte ich nicht gedacht — Sophronia hilft, hilft! Sieh, das Vertrauen der beiden Mädchen! das war ein ganz Anderes mit Jakobinen! Nun sieh, er hat Jakobinen Treue gelobt, findet nun auf einmal in seinem Herzen Liebe zu Annetten, und erschrickt! Eins. Er stellt Wache an sein Herz, ist wieder ruhig. Aber die Liebe wird ihm zu stark. Nun folgt der Gram. Zwei. Aber er ist treu, er ist entschlossen, seine Treue rein zu bewahren; das giebt Muth. Er ist desto unvorsichtiger gegen Annette. Das Mädchen, unschuldig, verliebt, dreist, unbefangen, läßt ihn ihr ganzes schönes Herz voll Liebe sehen. Er — wer weiß, was vorgegangen ist? — Er hat ihr in einer verrätherischen Stunde, da die Natur stärker war, als sein Kopf und sein Vorsatz, vielleicht seine Liebe gestanden. Also vollendete Untreue! Drei! daher sein jetziger stiller, heftiger Gram; aber er muß, da er sich mit sich selbst entzweit hat, sich auch selbst mit sich wieder ausgleichen. — Dann komme ich mit der

Nachricht, daß Jakobine Braut ist. Ich habe schon den Ton angeschlagen. Er hört, gesteht, und ich — siehst du, ich —"

„Sie müssen ihm sagen, Vater, daß er ein Schurke ist, und das thut mir weh!" sagte Reinhold.

„Ein Schurke?" fragte Bernhard verlegen — „Was ist denn zu machen? du sollst sehen, wir haben den Triumph, daß er rein aus diesem Feuerofen herausgeht. Er reißt sich von Annetten los, und dann komme ich mit der Nachricht: Jakobine ist Braut!"

Es war so nicht, wie der Großvater sagte. Auch war Jakobine nicht Braut. Bernhard rechnete darauf, daß Jakobine es sogleich seyn würde, so bald sie Roberts Untreue hörte. Roberts Gram nahm zu, und wurde immer finsterer. Er riß sich jetzt freilich von Annetten los. Bernhard sang sein: „Io! Triumphe! Nun müssen wir ihm zu Hülfe kommen."

„Nur nicht mit einer Unwahrheit!" meinte Reinhold.

Bernhard reiste in die Stadt zu Generals. Der General hatte auf Bernhards Vorstellungen — welche es aber waren, die den General so zahm gemacht hatten, wußte selbst Reinhold nicht — versprochen, Jakobine zu keiner Heirath zu zwingen. Jakobine, sobald diese Bern-

harden allein hatte, fragte mit brennender Begierde nach Roberten.

Bernhard erzählte nun Jakobinen mit recht schlauer Gewandheit, mit halben Worten, mit Bedauren, daß Robert, da die Enkelin des Bankiers Beil, ein wunderliebes Geschöpf, in ihr Haus gekommen sey — daß Robert — so schwach ist das Herz — kurz, er brachte das, was er selbst glaubte, recht gut an. Er meinte nun, Jakobine, stolz und eitel, sollte Knall und Fall einem jungen Manne, der jetzt um sie warb, ihre Hand geben, um Roberten zuvor zu kommen.

„So?" sagte Jakobine, mit einem noch schlauern Lächeln — „das ist ja fast nicht möglich!" Sie drehete sich auf den Hacken rund um, und als der alte Herr Abschied nahm, flüsterte sie ihm im Vorsale leise zu: „Sagen Sie Roberten, es bleibe beim Alten! aber sagen Sie ihm ja nicht etwan, daß ich einen jungen Herrn liebte, der hier aus und eingeht. Er glaubt es doch nicht. — Sagen Sie ihm," setzte sie jetzt mit ernsten Blicken und Augen, die naß wurden, hinzu: „Jakobine würde ihn ewig lieben."

Der alte Herr ging brummend zum Hause hinaus. Er konnte doch nun gar nichts von Jakobinens Untreue sagen; wie wollte er nun Roberten aus diesem Feuerofen rein und glän-

zend hervorbringen? und daran war ihm fast eben so viel gelegen, als ihn mit der Tochter seines ältesten und vertrautesten Freundes zu verbinden.

Er kam kopfschüttelnd und unzufrieden wieder nach Hause.

Die Reise des Großvaters nach der Residenz hatte Roberts Kummer ganz auffallend vermehrt. Er konnte Jakobine nicht einmal grüßen lassen. Der Gram wurde so finster, daß sie Alle für den Jüngling zu fürchten anfingen. Sophronia war die erste, die mit Annen über Roberts Gram redete. „Ich fürchte, Mutter," sagte sie mit wilder Angst — „er geht zu Grunde in dem Kampfe mit seinem Versprechen und seiner Leidenschaft."

Anne verstand die großmüthige Sophronia nicht, Reinhold auch nicht. Sie waren überzeugt, daß Bernhard den Jüngling richtig beurtheile. Sophroniens Worte wurden nur unrecht ausgelegt. Sie meinten, er gehe zu Grunde im Kampfe mit der Liebe gegen Annette und dem Versprechen, das er Jakobinen gegeben habe.

„Seht ihr!" rief Bernhard, als er Sophroniens Warnung hörte — „seht Ihr, daß alles so kommt, wie ich sagte?"

„Aber, Vater, er geht nicht rein aus diesem feurigen Ofen," sagte Reinhold.

Bernhard sah finster vor sich hin. Möchtest du einen Stein gegen den armen Jungen aufheben?" fragte er denn. Alles schwieg. „Und ist dieser schöne Kummer nicht Buße genug für seine Untreue? Und meint Ihr denn, wir haben ihn schon kirre? Er wird uns noch Sprünge genug machen."

Die Großmutter fragte, und der Fall wurde ihr vorgelegt.

„Generals wollten ihn nicht; nun will er sie nicht," sagte die Mama gleichgültig.

Der Alte wurde nur noch unwilliger; aber es war nicht anders. Man mußte ihm zu Hülfe kommen. „Denn Sophronia hat Recht," sagte Anne betrübt — „er geht unter der Last seines stillen Grames unter."

„Es ist nicht anders," sagte Bernhard — „wir müssen ihm reinen Wein einschenken; wir müssen ihm sagen, daß Annette für ihn bestimmt war, daß er nur unsern Wunsch erfüllt hat, und daß — etwas rechts vernünftiges läßt sich dem Jungen nicht sagen."

„Er kommt nicht rein heraus aus diesem feurigen Ofen, Vater!"

„Aber es hilft nicht! haben wirs doch gewollt."

Robert wurde gerufen. Sein Vater hob an: „Robert, wir sehen deinen Kummer, wir kennen seine Ursache, es ist die Liebe! Aber sey nur froh, Robert; es ist unser Wille, du sollst das Mädchen haben!"

Robert sah seinen Großvater an. „Ja, ja!" sagte der leise und verlegen — „Es ist unser Wille."

Da dehnte sich die Brust Roberts aus, und die Freude und das Entzücken zogen siegreich in seine Seele. Er richtete sich freudig auf. Er flog in die Arme seines Vaters, seines Großvaters. Er taumelte, er war trunken vor Freude. „O," rief er: „So soll ich denn endlich glücklich seyn?"

Sein Großvater und sein Vater schlugen die Augen nieder vor Schaam, daß er ohne allen Kampf die Freude ergriff. „Der Teufel!" rief Bernhard mit dem tiefsten Verdruß — „Kohlenschwarz springt es da aus dem feurigen Ofen hervor."

Der junge Mensch hörte es nicht, was Bernhard sagte. Er fuhr liebetrunken fort: „O Jakobine! Jakobine! O wann kommt die Stunde, wo ich mit zitternder Freude dir die große Nachricht sagen kann: wir sind glücklich!"

„Wer?" rief Bernhard erstaunt. „Wer?"

rief er heftiger — „Wer?“ rief er jetzt, wie aus den Wolken fallend — „Du liebst ja Annette?“

Nun erstaunte Robert eben so sehr. „Annette?“ rief er. — Die Großmutter fing an zu lächeln, und blieb in diesem Lächeln, und das brachte den Alten ganz aus aller Besinnung. Nach manchen heftigen Fragen und heftigen Antworten mußte Bernhard zugeben, daß er sich ganz vollkommen geirrt hatte.

„Irren ist menschlich,“ sagte die Großmutter gar nicht tröstend. Sie versöhnte sich wieder mit Generals, und Robert erklärte sehr bestimmt, daß, wenn er sein Versprechen hielte: so wäre das nichts weniger, als Jakobinen entsagen. „Ich fühle,“ sagte er gleichgültig, da sein Vater ihm noch einmal die Unmöglichkeit dieser Verbindung vorgestellt hatte — „ich fühle, daß dieser Gram die Lebenswurzeln meines Daseyns angreift. Ist es unmöglich: nun dann — der Vater ist jetzt sicher; aber“ — Er legte die Hand an die blasse Stirn, und ging langsam und kummervoll zum Zimmer hinaus.

Sie saßen Alle da, schweigend und kummervoll.

Endlich sprang Bernhard auf. Er sagte im heftigsten Affekt: „Es ist keine Anne! Ja-

kobine ist keine Anne! Annette steht Annen tausendmal näher, als Jakobine. Ich weiß, ich weiß, was diese Erziehung unter den falschen Freuden der Welt, unter der Heuchelei der Höflichkeit, unter der Eiskälte aller Herzen wirken kann und muß. Aber er ist ein Mann, und unglücklich wird er nie ganz werden, wenn Jakobine nur eine Spur von Liebe für ihn hat. Ich wollte ihm das Glück seiner Eltern geben. Es ist mißlungen. Sie haben gesiegt, Mama, mit ihrem letzten Artikel. Gott gebe, daß wir es nie bereuen müssen! Er soll sie haben; wenn er nicht anders will."

„Wie aber, lieber Schwager?" fragte die Großmutter.

„Das, das geht keinen Andern an, als mich. Er soll sie haben, und damit gut!"

Annen traten Freudenthränen ins Mutterauge.

„Vater," sagte Reinhold — „er ging rein, rein, wie ein Engel, aus diesem Feuerofen.

Die Großmutter ging oben auf den Saal, von wo sie die freie Aussicht auf das Schloß hatte. Sie sang mit heller Stimme:

„Was frag ich nach der Welt?
Sie giebt mir schlechten Trost!"

„Er soll sie haben!“ sagte der Großvater — „Gott segne ihn!“

Der Sieg war erfochten.

Diese Nachricht kam von der geschäftigen Großmutter sogleich an Sophronie, die oben im Hause gleichfalls ihre Blicke auf das Schloß gerichtet hielt, aus dem all ihr Unglück entsprang. Die Großmutter zeigte singend auf das Schloß, und sagte zwischen jeder Zeile: Es ist unser! Jakobine wird Roberts Frau! der Großvater hat's so eben erklärt!“

Die arme Sophronia fühlte den Tod mit eiskalter, betäubender Hand in ihre Seele greifen; aber sie war schon zu lange an die Vorstellung dieses Unglücks gewöhnt, als daß sie ihm etwas anders als sanfte Geduld entgegen gesetzt hätte. Sie ging langsam hinab, sie suchte einen einsamen Ort, um ungestört trauern zu können, und fand unter dunkeln Tannen Roberten. Das edle Mädchen zögerte nicht einen Augenblick, mit ihrer Nachricht ihren Freund glücklich zu machen.

„Du wirst etwas angenehmes hören, Robert. Jakobine ist dein! dein Großvater hat es eben erklärt.“

Roberts Brust wurde von der Freude ausgedehnt; aber er ehrte Sophroniens Blässe. Er faßte ihre beiden Hände. „Glaube mir," sagte er — „ich werde nicht eher glücklich seyn, als bis du es bist."

„Robert, glaube das nicht! du würdest es sonst nie."

Er hatte die Unwahrheit gesagt. Er war glücklich, wie ein Wesen es seyn kann, in dessen Seele das lange ersehnte Glück einzieht. Er ging, so lange er Sophronie sehen konnte, langsam; aber mit Mühe. Seine Füße waren Springfedern geworden. Kaum war er aus der Tannenallee: so breitete er die Flügeln der Freude aus. Er vergaß Sophronie und alles; er hob die freundliche Annette, die ihm begegnete, hoch empor, und drückte sie an seine Brust. Dann stürzte er, jauchzend vor Freude, in's Haus zu seinem Großvater.

„Was war ihm?" sagte Annette zu Sophronien — „Er ging ja hoch durch die Lüfte. Und du, liebste Sophronia, so blaß warst du lange nicht?"

Sanft antwortete Sophronia: „Er ist glücklich; und, liebe Annette, wenn einer von unsern Freunden nur glücklich ist: so wollen auch wir glücklich seyn. Sieh, ich will meine Augen

trocknen, mein Herz soll in seiner Freude schlagen, meine Wangen sollen blühen, wie Rosen, unter dem Hauche seines Glücks. Er ist glücklich; Jakobine ist seine Braut."

Das kleine Ding sah nur mit einem trüben Blick Sophronie an, und schüttelte bedenklich das Köpfchen, als ob sie an den Rosenwangen Sophroniens zweifelte. Die Unschuld allein errieth die Liebe Sophroniens.

Robert stürzte neben seiner Großmutter, die ihn vergebens aufhalten wollte, weg, zu seinem Großvater: „Sie ist mein! o ihr himmlischen Mächte der Freude und des Glücks! Sie ist mein?"

Seine Eltern umarmten ihn. Sein Großvater sagte trocken: „Du vergißt die weise Lehre Sokrates: daß die Zukunft in dem Schooße der Götter liegt, und daß Keiner sagen kann, der ein Haus kauft, oder eine Frau nimmt, ob er glücklich dadurch werden wird."

„Mein Vater konnte es sagen," antwortete Robert feurig — und ich hoffe, mein Sohn soll das von seinem Vater auch sagen können."

„Sieh, der Teufel! wer kann sagen, daß er wie ein junger Mensch redet! Er denkt ja an die Zukunft."

Der Großvater wiederholte nun sein Versprechen, sagte, daß er selbst zu Generals reisen wolle, um die Sache in Richtigkeit zu bringen; und daß er hoffe, Generals würden mit Jakobinen ein Jahrlang in Walen bleiben. „Und wenn du dann," setzte er hinzu — „noch einmal dasselbe von deinem künftigen Sohne sagst, wenn das Jahr vorüber ist, und du Jakobine näher kennst: so magst du dafür sorgen, daß du einmal einen Sohn hast, der so von dir spricht."

Die ganze Familie war unaussprechlich glücklich geworden durch diese Veränderung; selbst Sophronia, in der stolzen schwindelnden Bewegung ihres Entschlusses, schien heiter. Die Großmutter sang Morgens und Abends Lieder über die Eitelkeit der Welt, um sich mit dem Himmel für ihre eiteln Wünsche zu versöhnen. Anne war glücklich mit ihrem Mutterherzen, und durch ihre Theilnahme an der Liebe zweier Wesen. Der Großvater, der das ganze Haus jauchzen, singen, zwitschern hörte, dessen Blick auf lauter glückliche Gesichter traf, rief auf einmal wieder: „Seht ihr, wie glücklich ein Haus ist, wo ein Bräutigam wohnt! und was ist das gegen eine Braut? So wahr mir Gott gnädig ist, ich will auf doppelten Schwingen der Freude mich bewegen, und ehe eine Woche umläuft, soll eine Braut hier wohnen, Sophronia!"

Anne erhielt den Auftrag, Sophronie vorzubereiten. Sie nahm sie allein. „Das Herz, meine gute Tochter, mag seine Geheimnisse haben, die es nie einem andern Menschen anvertrauen darf. Ich dringe nicht in dich, deine Geheimnisse zu wissen; aber was die Mutter nicht wissen darf, darf das die Tochter? darf das die Jungfrau?"

Anne hatte sich recht sorgfältig für diese Unterredung zubereitet; aber da erhob sich Sophroniens Busen in schmerzlichen Seufzern, da wendete sie die Augen, welche voll Thränen hingen, klagend und bittend auf die gütige Mutter, die kein nasses Auge sehen konnte, ohne nicht selbst eins zu haben. Anne wurde verwirrt; sie fühlte, wie schwach sie wurde; sie fühlte, daß sie sich nicht auf lange Erörterungen einlassen durfte. Sie entledigte sich schnell des Auftrags. „Der Großvater wünscht, daß der Tag, der Robert glücklich macht, auch dich glücklich machen möchte."

„Mich? mich?" Sophronia schlug den kummervollen Blick in die Wolken. Sie fiel jetzt mit dem Ungestümm ihres Schmerzes an ihrer Mutter Brust; aber diese hatte ihrem Vater versprochen, sich auf keine Weise durch Sophronie irre machen zu lassen. Sie wendete also das Gesicht von Sophronien ab, um Muth ge-

nug zu haben, ihr die harten Worte zu sagen: „Der Großvater will es. Bereite dich zu, zu gehorchen und mit ihm zu reden!“

Annens Lippen hätten kein Wort mehr hervorgebracht. Sie entriß sich schnell der Umarmung des Mädchens und entfloh. Sophronia blieb trostlos stehen. Sie hatte die Hände fest in einander gefaltet; sie hob sie, und ließ sie wieder sinken. Sie riß sich zwei große Schritte vorwärts, und ihr Gang stockte wieder. Endlich schlich sie mit dem langsamen Gange des in sich selbst vertieften Kummers hinten in das dunkle Wäldchen. Auf einmal stand sie vor Robert.

„Was ist dir?“ fragte Robert.

Sie hob das Auge empor; sie sah ihn leidend und sterbend an. Sie schlug den Blick wieder zu Boden, ihre Bewegung wurde immer heftiger, ihr Busen schlug immer höher.

Unwillkührlich ergriff sie in einer raschen Bewegung Roberts Hand, öffnete die Lippen, um zu reden, stand wieder und kämpfte im Innern mit sich selbst. Auf einmal sagte sie, seine Hand an ihre Brust ziehend, und sie heftig drückend: „Du! Robert, du! nicht ich! —“ Sie besann sich wieder, dann fragte sie mit schneller Stimme: „Soll ich Strauchen meine Hand geben? — Du! du sollst entscheiden!“

Robert war heftig erschüttert bei dem Anblick der mächtigen Leidenschaft, die er kannte.

„Wer will dich zwingen, Sophronia?" fragte er ablenkend; denn er, er wollte ihr Herz nicht opfern.

Sophronia antwortete: „Dein Großvater will es; sie wünschen es Alle, und Du sollst entscheiden. Wünschest auch du es?"

„Wenn es dich glücklich machte."

„Glücklich? mich? frage so nicht! wenn es dich glücklich macht: so bin ich entschlossen."

„Wie seltsam du bist, Sophronia! Du weißt es ja doch, daß ich dich mehr liebe, als ein Bruder seine Schwester."

„Mehr?" sagte sie heftig — „mehr, als ein Bruder die Schwester? Wie wäre denn das? wie?" fragte sie mit lebendigen Blicken.

„Wie die Freundin den Freund," sagte Robert erschreckend vor dieser Heftigkeit.

„Freundschaft!" Ihre Arme sanken nieder, ihre Blicke fielen zu Boden. „Die arme Freundschaft!" sagte sie leise — „Und doch ist sie reich! o reicher, als der Himmel mit allen seinen Gaben! o reicher als die reichste Liebe! denn sie opfert nichts geringeres, als sich selbst. Arme Sprache, so sollte ich sagen — Entscheide du,"

fuhr sie ruhiger fort — „ob ich Eure Wünsche erfüllen soll!“

„Eure Wünsche? Mein Wunsch, Sophronia, ist nur, dich glücklich zu machen.“

„Armer Wunsch! o armer Wunsch! du wünschest das — doch entscheide! soll ich ihm meine Hand geben? deine Antwort wird mir ja sagen, wie reich dein Wunsch ist.“

„Wenn du ihn liebst, Sophronia.“

Sie antwortete mit Eiskälte: „Ich liebe ihn nicht.“

„Und liebst keinen Andern?“ so fragte er rasch und vergessend. Er erschrak vor seiner eigenen Frage.

Sie antwortete mit eben der Eiskälte: „Ich liebe keinen Andern.“

Robert sah sie starr an. „Du achtest ihn?“

„Entscheide! ich achte ihn.“

„Sophronia! warum soll ich entscheiden?“

„Robert, du mußt! Mein Freund! Mein Bruder!“ sie fuhr immer heftiger und schluchzender fort: „Mein Retter! mein Lehrer! Spielgefährte meiner Kindheit! Gefährte meiner Jugend! aus deiner Seele floß meine! längst hast

du entschieden! längst! aber du mußt alles entscheiden; auch das, wenn das Unglück, wie eine Natter, mitten in mein Herz fallen soll; wenn ich vergehen muß, das mußt du entscheiden!"

Sein Herz schlug hoch im Busen. Gewaltsam wurde er von Sophroniens Leiden ergriffen.

Auf einmal fiel sie um seinen Hals, und rief: „Ich bitte dich! entscheide! entscheide schnell!"

Lächelnd sagte er, und wiederum ablenkend: „So sey glücklich, Sophronia! Sieh, so habe ich entschieden."

„Ich kann glücklich seyn, wenn du es willst; denn was hätte meine reiche Freundschaft nicht? Was könnte sie nicht? Nun entscheide! soll ich glücklich mit ihm seyn?"

„Sey glücklich mit ihm, theure Sophronia!"

Sophronia erblaßte nach und nach, sie ließ seine Hand langsam fahren, sie sah ihn mit einem sterbenden Blick an, und sagte leise und langsam: „Du hast entschieden, und wir sind — denn — getrennt." Sie wendete sich langsam von ihm ab, sagte im Weggehen noch einmal leise zu ihm: „Lebe wohl!" und ging, so, mit dem gebrochenen Herzen, aber mit dem demantfesten Entschluß in der Seele, die stärker war,

als der Schmerz, gerade zu ihrem Großvater in's Zimmer.

„Hat die Mutter mit dir gesprochen, Sophronia?“

„Ja, und hier ist meine Hand. Ich bin entschlossen, sie dem Amtmann Strauch zu geben.“

Anne zitterte, da sie Sophroniens Stimme hörte, und dieses unter dem harten Entschlusse erstarrte Gesicht sah. Zwingen wird dich Niemand,“ sagte sie — „wenn dich diese Verbindung unglücklich machte.“

„Es ist mein freier Entschluß. Mein Geschick ist entschieden, liebe Mutter, hart entschieden, aber entschieden. Was nun noch kommen kann, ist ja nur ein Seufzer, ein geduldiger Seufzer, ein Lächeln, ein geduldiges Lächeln.“

Der Großvater sah sie an. „Ein Brautgesicht ist das nicht, was du machst! und an dem Brautgesichte liegt mir's, und an dem Auf- und Abwogen des Himmels in der Brust der Braut.“

„Gewiß, lieber Großvater,“ sagte Sophronia — „ich bin fest entschlossen, dem Amtmann meine Hand zu geben.“

„Gehorsamer Diener! und hinterher soll ich dann das Ach- und Wehgeschrei von Mann und Weib auf mein Gewissen nehmen!“

„Ihr Wunsch hat mich nicht bestimmt, lieber Großvater: auch Annens Bitten nicht; es ist mein freier Entschluß.“

„Wenn das ist, was du mir sagst — und zum Henker, ich wüßte nicht, warum du es sagen solltest, wäre es nicht wahr — so mache du dazu ein Gesicht, welches du willst. Die Brautfarbe wird schon noch nachkommen und der Himmel dazu. Auch mag ich wohl, daß ein Mädchen, wenn es das Wort Braut zum erstenmal auf die Lippen nimmt, ein wenig nachdenkend aussieht. Also, es ist dein Ernst?“

„Mein völliger.“

Robert entläuft der Braut.

Obgleich dem alten Bernhard nicht recht wohl bei Sophroniens Benehmen zu Muthe war: so war er doch durch das Misrathen aller seiner Plane viel zu ungeduldig geworden, als daß er nicht das Glück so gleich hätte ergreiffen sollen, was sich ihm darbot.

Er kündigte also dem Amtmann Strauch, Sophroniens Entschluß an, und es kam, zur großen Freude der Mama, die alle Zeremonien sehr liebte, zu einer feierlichen Anwerbung und Verlobung.

Strauch, prächtig gekleidet, erschien und

warb. Sophronie wurde gerufen, der Großvater machte ihr den Antrag, sie verbeugte sich, sagte ihr Ja, und nahm, gleich einer Fürstin, mit einem steinernen Gesicht, auf dem nur der Glanz der Edelgesteine, nicht der schönern Freude hängt, die Glückwünsche ihrer Verwandten an.

„Das war doch einmal eine Verlobung," sagte die Mama nachher — „wobei unser einer auch ein Wörtchen zu sagen hatte."

„Und das Herz nichts, wie ich glaube," brummte Bernhard. Wir haben unsern Segen gesprochen über diese Stunde; der Himmel gebe, daß die Liebe ihn auch spricht!"

Die Mama lächelte, und der Alte sprach gar nicht viel von der Freude, eine Braut im Hause zu haben; nannte die Morgenröthe schlechtweg Morgenröthe, und so weiter.

Mit desto größerer Freude dachte er indeß daran, daß er doch einen Glücklichen, nämlich Roberten machen würde. Er ließ sich von dem Jünglinge jetzt gern überreden, daß Jakobine zu den besseren Wesen gehöre. „Und wenn auch nicht," sagte er zu Reinholden, ehe er zum General abreiste — „er ist ein Mann. Er hat sie gewählt, wir müssen hoffen, und zufrieden seyn, wenn nur aus dem Tempel deines Glücks und deiner Liebe, Reinhold, keine Marterkammer wird. Gott sey mit Euch und mir!"

Er stieg in einen Wagen, der, zum Erstaunen der Großmutter, so schön, wie der Staatswagen des Generals war; er selbst war zwar einfach, aber doch kostbar gekleidet. Die Großmutter sah auf einmal das Evangelium vom hochzeitlichen Kleide und mehr noch als das, sie sah alles, was ihre Eitelkeit ins Geheim gewünscht hatte, erfüllt. Es hatte sich ein Bedienter eingefunden und ein eigener Kutscher. Sophronie hatte eine Perlenschnur von kostbaren Perlen, woran nicht eine falsch war, und einen sehr schönen, theuren Ring von Bernhard zum Geschenk bekommen. Aber keine Rose blühete der alten, guten Frau ohne Dornen. Sophronie trug weder Perlenschnur, noch Ring, noch Brautkleid, noch Brüsseler Kanten, so viel die Großmutter auch predigen mochte.

Bernhard kam in der Residenz an. Er hatte mit dem General einige Tage hindurch lange und geheime Unterredungen, von denen die Generalin nichts erfuhr und die schlaue Jakobine eben so wenig.

Der General wurde immer heiterer. Er lächelte Jakobine oft mit väterlicher Freundlichkeit an, fieng an, zuweilen des jungen Jägers wieder zu erwähnen, an den er bisher nie ohne Zorn hatte denken können. Jakobinens Herz flog voll Freude, sie hüpfte um Bernhard her, wenn er kam, hüpfte um ihn her, wenn er ging,

mit so funkelnden Augen, mit so bittenden, fragenden, errathenden, liebkosenden und unruhigen Blicken, daß sie dem Alten das Herz stahl, und auch beinahe sein Geheimniß gestohlen hätte.

„Was macht denn Robert?“ fragte sie so zutraulich — „denkt er noch an mich? hat er mich denn nicht grüßen lassen?“ setzte dann mit unschuldiger Betrübniß hinzu, daß es dem Alten fast unmöglich wurde, länger zu schweigen.

An einem Tage endlich kam der Alte mit ungewöhnlicher Hastigkeit zum General. Jakobine, wie gewöhnlich, flog ihm entgegen. Der Alte war freundlicher als sonst.

„Pocht dieses Herz nicht, Jakobine?“ fragte er, hohlte ein großes Paket Schriften aus der Tasche vor, und legte ihr das auf das Herz.

Sie ergriff mit freudiger Heftigkeit seine Hand. „O Gott!“ sagte sie, mit stürzenden Thränen — „alles, alles — Ihre Güte, mein theurer Vater, die Freundlichkeit meines Vaters, alles verkündigt mir, daß wir, ich und Robert, endlich glücklich seyn werden.“

„Ja, glücklich, Jakobine? Wenn Sie sich begnügen können mit Liebe, Vertrauen und Tugend! wenn dieses Herz, was jetzt so hoch vor Entzücken schlägt, hier nicht gelernt hat, Dinge zu wünschen, welche die Liebe nicht geben kann; dann sind Sie und Robert glücklich.“

Es war im Vorzimmer. Jakobine fiel vor dem Manne, der in Majestätischem und freundlichem Ernste vor ihr stand, nieder, und sagte schluchzend: „o mein Vater! ich bin einfach, ich liebe ihn, und wir werden glücklich seyn!“

Der Alte hob sie empor, küßte sie auf dem Mund, drückte sie an seine Brust, und nannte sie — „Braut meines Roberts — Aber Pst!“ und legte ihr den Finger auf den Mund.

„Pst!“ sagte Jakobine, mit einem schlauen Lächeln, und schlich auf den Zehen zu ihrer Mutter.

Bernhard ging zum General. Das Paket wurde eröffnet, der General las, und dann schloß er Bernharden in seine Arme. Er führte ihn zu seiner Frau hinüber, wo Jakobine war. „Liebe Frau,“ sagte er freundlich — „der junge Jäger in Walen hat Binchen das Jagen gelehrt und — hat sie erjagt. Sie ist Roberts Braut.“

Der Generalin Gesicht rang zwischen Freundlichkeit und Verdruß. Sie machte eine feine Einwendung, wegen Roberts Standes. „Hm,“ sagte ihr Mann — „der Wappenherold soll, denk ich, nicht viel gegen die Verbindung einzuwenden haben. Hier mein alter Freund, der bis jetzt nicht anders genannt seyn will, als Herr Bernhard, hat die Sache ins Gleiche gebracht. —

Der Teufel! liebster Freund, der letzte Artikel ist erfüllt, und ich freue mich auf den ersten Februar, wo ich, denke ich, ohne alle Gesellschaft essen will."

Hier hob sich Jakobine empor; die Maske des kindischen Wesens fiel von ihr ab, und nun, der Strenge ihrer Mutter entnommen, stand die Braut da, mit der Majestät der Jungfrau, des künftigen Weibes und der künftigen Mutter umflossen. Sie hielt Herrn Bernhard eine Rede mit so viel Würde und Anstand, daß ihre Mutter sie anstaunte.

Bernhard schenkte ihr ein Etui mit Schmuck, und schon den Abend glänzte sie froh mit dem Geschenke.

Alles wurde richtig gemacht. Der General versprach, mit seiner Tochter nach Walen zu kommen, und eine Zeitlang dort zu bleiben, damit das junge Paar Zeit hätte, sich besser kennen zu lernen.

Jakobine setzte sich nun mit triumphirendem Stolz an ihren Schreibtisch, und schrieb an Robert.

Bernhard kam in Walen wieder an. Robert war unbeschreiblich glücklich; sein Glück schien ihm ein Traum, und er mußte oft Jakobinens Brief lesen, um sich zu überzeugen, daß sein Glück würklich war.

Es wurde allgemein in der Familie beschlossen, daß die Verlobung der beiden jungen Paare, der Großmutter zu gefallen, zu gleicher Zeit prächtig gefeiert werden sollte.

Endlich bestimmte, ein Brief Jakobinens an Robert, den Tag und die Stunde ihrer Ankunft.

Es war kein glücklicheres Wesen auf dem Erdboden als Robert; den einzigen bittern Tropfen goß Sophroniens finstere Schwermuth in seine Freudenquelle.

„Du wolltest glücklich seyn, Sophronia, versprachst du mir.“

Sie sah ihn lächelnd an. Ich versprach zu viel; laß mich, guter Robert! Fasse diese Hand! Nun versprech ich dir, du sollst bald nichts, als frohe Gesichter um dich sehen.

Der Tag, an dem Walens kommen wollten, leuchtete endlich herauf. Robert war vor der Sonne auf, er stand in der Dämmerung hoch auf dem Hügel, und blickte in das Nebelthal hinab, und hoffte, sie könnten früher kommen, als sie versprochen hatten. Und die Morgenröthe und der Morgenwind machten zusammen sich auf, und der Nebel zog im Thal weg, und das Morgenlicht erhellte das Thal. Die Sonne erschien, der Nebel verschwand, und er sah das Thal hinab, ob die schönere Sonne seines Lebens noch nicht

kommen würde. Und ihm war es, als erblickte er am fernen Hügel eine Bewegung. Es konnte der Wagen seyn, der Jakobine brachte. Die Stunde, die sie bestimmt hatte, näherte sich; da hörte er auf einmal in der Ferne das Sprachrohr seines Großvaters, und dann dreimal den schmetternden Ton des Waldhorns in einzelnen Stößen, dann in einer Pause noch dreimal, ihm ein Zeichen, daß man seiner zu Hause nothwendig bedürfte.

„Sie sind schon da!" rief er, und doch warf er den Falkenblick gegen die Bewegung dort am fernen Hügel. Er flog nach Hause.

Als er in's Zimmer trat, sah er vier bleiche Gesichter. Sein Großvater — zum erstenmale sah er Thränen in seinen Augen, Thränen, welche seine Philosophie nicht wegspotten konnte — sagte mit bebender Stimme: „Sophronia ist fort! fort! verlohren! zu Grunde gerichtet! und ich, ich war's, der sie zu Grunde richtete! O weine nicht, Anne, du zerspaltest mein Herz; ich werde weinen lernen von nun an, wie ein Weib! Sie fliegt durch die Erde! O Himmel! o himmlische Barmherzigkeit! sie irrt über die Erde, die sie nicht kennt! jeder Stoß der rauhen Luft, werde ich künftig denken, trift sie! in jeder stürmischen Nacht sehe ich sie bleich, mit zerstreutem Haar, auf einem Hügel sitzen, von Regen, von Schnee, von Hagel, von Sturmwind ge-

schlagen! Jedes rauhe Wort, was ich künftig hören werde, wird ihr gesagt, von harten Herzen, die sie nicht kennen, die sie von sich stoßen, wenn sie vergebliche Almosen erfleht!“

„Vater! ich beschwöre Sie!“ sagte Anne — „mahlen Sie meinen Schmerz nicht so gräßlich aus!“

Robert stand, leichenblaß und erstarrt, noch immer auf der Schwelle. „Wo ist sie denn?“ fragte er endlich leise.

Der Alte reichte ihm einen Zettel. „Da lies!“ Robert las:

„Ich fliehe! ich kann nicht länger! der Schmerz hat mein lang kämpfendes Herz besiegt! ich muß fort! lebt wohl! lebe wohl, theure Anne! mein Gedanke an dich ist ein Gebet, und ich denke immer an dich! Gib mir dein Herz: o dann wäre ich glücklich gewesen! Lebt alle wohl! Robert! — Mich wird Niemand finden, ich habe zwei Tage voraus. Ich bitte Euch, verfolgt mich nicht! ich muß allein seyn; denn das Herz ist mir gebrochen. Sorgt nicht für mich, ich bin reich, des Vaters Geschenke und Roberts Börse. Ich segne Euch, segnet mich!

Sophronia.“

Robert schrie zum Fenster hinaus, mit fürchterlicher Stimme: „Sattelt mein Pferd! ich

bringe sie Euch wieder, oder Ihr seht mich nicht wieder."

Der Alte reichte ihm seine Börse und sein Taschenbuch.

Das Pferd wurde gebracht, alle begleiteten Roberten auf den Hof. Er schwang sich auf.

„Mein Gott! Robert!" rief die Grosmutter — „jetzt mußt du noch warten. Sieh, da fährt eben deine Braut."

Robert warf einen Blick auf Walens Wagen, der eben dahin fuhr. Was Braut?" rief er. „Was Braut?" riefen Bernhard und Reinhold. „Was Braut?" schluchzte Anne. „Sophronia!" riefen alle Viere; und Robert, ohne den Wagen weiter anzusehen, sprengte nach der andern Seite.

Ende des zweiten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius, 1758-1831

Das Testament

Bd.: 2.

Stuttgart 1810

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.461-c(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721427-1